

Paed. Th.

6140

Paed. Th. 6140
~~388~~ ff

Wanderungen

Wanderungen eines deutschen Schulmeisters.

Pädagogisches und Politisches
aus den Jaren 1847 bis 1862.

Prüfet Alles und behaltet das Beste.
Bibel.

Die Länder gleichen den Frauen. Um
sie zu lieben, muss man sie kennen.
Wild, Die Niederlande.

Von
K. O. M. B.



BERLIN.

Verlag von Otto Gülker & Cie.
1874.

Wanderungen
eines
deutschen Schulmeisters.



Die Familie Eichhorn hat
als ein Leben, das uns
H. 119. 119. 119. 119.
Die Familie Eichhorn hat
als ein Leben, das uns
H. 119. 119. 119. 119.
Die Familie Eichhorn hat
als ein Leben, das uns
H. 119. 119. 119. 119.

K. O. M. B.



BERLIN.

Verlag von Otto Gunkel & Co.
1874.

Inhalt.

I. Lehrlingsjare.

1. Berlin 1847.

	Seite
Die Vorbereitung auf das höhere Lehrfach	1
Die Probelection	2
Professor Trendelenburg und Professor Heyse	4
Das Probejar	5
Die Annemlichkeiten des einjährig-freiwilligen Militärdienstes	5

2. Stettin 1847—1849.

Das Seminar für gelehrte Schulen	7
Der Nordclub	8
Oberlehrer Dr. Fr. und die tippelskirchsche Kirchenzeitung	9
Der achtzente März	10
Das Jar 1848	11
Die politischen Vereine	11
Die politischen Blätter	16
Der Volksverein	17
Das Ministerium Brandenburg	20
Criminaluntersuchungen und Amtssuspension	26

II. Gesellenzeit.

3. Bern 1849.

Der grosse Kornhausboden	32
Professor Pabst	33
Politische Geschichte des Kantons Bern	36
Die Berner Verfassung vom Jare 1846	37
Das höhere Gymnasium	39
Die Progymnasien	39
Die Industrie- und Realschule	40
Dr. Müller	41
Die Michelei und die deutsche Flüchtlingsschaft	45

4. Gross-Wabern bei Bern 1849—1850.

Das Erziehungsinstitut Gladbach	48
Politischer Umschwung im Kanton Bern	51
Die schweizer Bundesverfassung vom Jare 1848	52
Eine Lehrerprüfung in Freiburg	59
Aufenthalt in Genf	60

	Seite
5. Murten 1850—1855.	
Der Kanton Freiburg und seine Bevölkerung	62
Die Sprache der Freiburger	64
Politische Geschichte des Kantons Freiburg	65
Die Freiburger Verfassung vom Jare 1847	68
Die Murtner Behörden	69
Der öffentliche Unterricht im Kanton Freiburg	71
Die Murtner Schule	76
Die socialen Zustände	87
Die garde civique	89
Die Presse	92
Die Ausweisung	93
6. Genf 1855—1857.	
Politische Geschichte des Kantons Genf	95
James Fazy	97
Karl Vogt	98
Das Institutswesen in der französischen Schweiz	99
La Châtelaine	103
Der öffentliche Unterricht im Kanton Genf	105
Eine Lehrerprüfung in Winterthur	111
7. Frauenfeld 1857—1862.	
Politische Geschichte des Kantons Thurgau	113
Die thurgauer Verfassung vom Jare 1831	115
Die revidirte Verfassung des Kantons Thurgau vom Jare 1868	117
Die thurgauer Kantonsschule	119
Rector Benker	126
Die Secundarschulen	130
Die Primarschulen	132
Die Beaufsichtigung der Schulen	133
Die Besoldung der Lehrer	134
Die Lehrerbildung	135
Das Schulgut	136
Der öffentliche Unterricht im Kanton Zürich	138
Reformvorschläge für das Unterrichtswesen in Preussen	148
Die socialen Zustände	159
Der Bächtelistag	161
Die Bürgergemeinden	162
Die Naturalisation	163
Die übrigen Städtchen im Lande	166
Der schweizerische allgemeine Lehrerverein	171
Zwei schweizer Universitätsjubiläen	172
Die Heimker	174

I. Lehrlingsjare.

1. Berlin. (1847.)

Die Vorbereitung auf das höhere Lehrfach. Die Probelection. Professor Trendelenburg und Professor Heyse. Das Probejar. Die Annehmlichkeiten des einjährig-freiwilligen Militärdienstes.

Wer sich vor fünfundzwanzig Jaren dem höheren Lehrfache widmen wollte, war, wenigstens was die pädagogische und didaktische Seite des Unterrichts anbetrifft, dazu nichts weniger als ausreichend vorbereitet. Zwar existirten an den Universitäten sogenannte philologische Seminarien, aber ihre Leistungen auf pädagogischem Gebiete entziehen sich aller Kritik. In Berlin zum Beispiel beschränkte sich die ganze Unterweisung, welche die Studenten in demselben erhielten, auf die Interpretation lateinischer und griechischer Autoren wöchentlich eine Stunde, unter Lachmann's und Boeckh's Direction, auf die sich die Seminaristen der Reihe nach präparirten, und auf die Besprechung der schriftlichen Arbeiten, welche dieselben über selbstgewählte Themata regelmässig von Zeit zu Zeit zu liefern hatten; aber uns etwa eine Anleitung zu geben und zu zeigen, wie nun ein Schriftsteller am zweckmässigsten und auf die für die Schüler erspriesslichste Weise zu lesen und zu behandeln wäre, daran dachte Niemand. Vielleicht nicht einmal zu unserem Schaden! Denn was so als Anekdote in Studentenkreisen über die Lehrerfolge erzählt wurde, welche die beiden Koryphäen der Wissenschaft in früheren Jaren selber erzielt hatten, liess es mindestens zweifelhaft erscheinen, ob auch sie gerade am

geeignetsten dazu gewesen wären, dem angehenden Lehrer einen zweckdienlichen Fingerzeig mit auf den Weg zu geben.

Wer daher nicht um der kleinen Remuneration willen, die mit der Mitgliedschaft verbunden war, im Seminar verblieb, und wer namentlich nicht hart genug gesotten war, um sich von Lachmann, der in seinen Ausdrücken nichts weniger als wälerisch war, noch für seine Mühe und sein Streben so ohne weiteres ein „albern“ oder dergleichen an den Kopf werfen zu lassen, der kam denn auch sehr bald zu der Ueberzeugung, dass er ganz dasselbe mit viel geringerer Unbequemlichkeit haben könnte, wenn er sich in seiner eignen Behausung mit den verschiedenen Ausgaben bekannt machte, die den Interpretationsübungen im Seminar zu Grunde gelegt wurden, und kehrte nach ein, zwei Semestern der ganzen Geschichte den Rücken.

Trotz dieser in ihrem Werte mehr als zweifelhaften Einrichtung verlangte man nachher von dem Candidaten, wenn er sich nach absolvirtem Triennium oder, was in jener Zeit wol so ziemlich die Regel war, Quadriennium vor der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zum Examen stellte, er sollte seine Befähigung zum Unterrichten durch eine oder mehrere Probelectionen documentiren; von Seiten der Staatsbehörde, die sich doch bewusst sein musste, dass von ihrer Seite rein nichts geschah, um Einem zu dieser Befähigung zu verhelfen, sicherlich eine etwas befremdliche Zumutung. Aber die Sache war nun einmal nicht zu umgehen, und so stürzte man sich denn, namentlich, wenn man wie ich während seiner Studienjare auch nicht einmal Gelegenheit gehabt hatte sich im Privatunterricht zu versuchen, mit Todesverachtung in die Klasse, vor welcher man sein Probestück ablegen sollte. Mir passirte es noch nach Jaren, dass ich von meinen Probelectionen (sie bezogen sich auf Homer und Virgil, erstere in Gegenwart des Professor Trendelenburg, letztere im Beisein des jetzigen Geheimen Ober-Regierungsrat Wiese, die den damals gerade erkrankten Director Meineke in seiner Eigenschaft als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission und Examiner für die clas-

sische Philologie vertraten) träumte, wie sich die Secundaner resp. Primaner zu riesenhaften Gestalten ausreckten und mir alle gleichzeitig mit ihren Homeren und Virgilen auf den Leib rückten, bis es mir endlich in Schweiss gebadet gelang, mich vor ihnen in eine Höle zu flüchten, in die sich vor meinen umnachteten Sinnen vermutlich das Katheder verwandelte, hinter dem ich mich, so gut es eben gehen wollte, gegen die herausfordernden Blicke der lernbegierigen Jugend verschanzt hatte, für die es, wie ich — selber Zögling des Joachimstalschen Gymnasiums, in dem Meineke die philologischen Probelectionen halten liess — aus eigener Erfahrung wusste, immer ein Hauptgaudium war, wenn sie einen unglücklichen Probelector aus dem Concept bringen konnten.

Bei aller meiner Seelenangst muss ich mich aber doch wol noch so leidlich aus der Klemme gezogen haben, denn zu meiner grössten Freude und mit nicht geringem Selbstgefühl las ich in dem mir unter dem 29. März 1847 ausgestellten und Trendelenburg, Meineke, Twesten, Schellbach und Kramer unterzeichneten Prüfungszeugnisse, das mir zugleich die Berechtigung zusprach, den Unterricht im Lateinischen, Griechischen, Deutschen und in der philosophischen Propädeutik bis Prima, in der Geschichte in den mittleren und in der Mathematik und Religion in den unteren Klassen eines preussischen Gymnasiums übernehmen zu dürfen, das für einen Anfänger, wie ich es in des Wortes verwegenster Bedeutung war, mehr als schmeichelhafte Urteil: „die Probelectionen, welche er über Stellen des Homer und Virgil gehalten hat, zeigten unverkennbare Befähigung zum Unterrichten.“ War es daher wol ein Wunder, wenn ich mich zunächst ganz der Freude über ein so unverhofft günstiges Resultat überliess und der Vermutung zuneigte, ein geborner Schulmeister von Gottes Gnaden zu sein? Aber bei einigem Nachdenken wurde es mir doch bald klar, wem ich den glücklichen Erfolg eigentlich zu danken hatte.

In der ersten Hälfte der vierziger Jare war an der Berliner Universität die Hegelei noch gewaltig im Schwunge, und

so war denn auch ich Gabler, Michelet, Hotho und Werder durch die Schule gelaufen, hatte daneben auch den Offenbarungsphilosophen Schelling gehört, der — diese Erinnerung ist mir allein von ihm geblieben — sich durch einen Diener eine Leuchte in's Colleg voraustragen liess, bis es mir schliesslich wie ein Mülrad im Kopfe herumging. Da wurde ich durch einen Commilitonen auf die logischen Untersuchungen von Trendelenburg aufmerksam gemacht. Das war das rechte Ding am rechten Fleck, der rechte Weg war gefunden. Ich besuchte die letzten vier Semester meines Quadrienniums Trendelenburg's sämtliche Vorlesungen höchst gewissenhaft und fleissig, und beteiligte mich namentlich auch tätig an seinen philosophischen Uebungen. Eigentlich waren wir in diesen Uebungen nur unser zwei — regelmässigen tätigen Anteil daran nam nemlich damals ausser mir nur noch der jetzige ordentliche Professor der Philosophie an der Hochschule Zürich Kym —; um so ausschliesslicher konnte sich der Lehrer in seiner ganzen Lebenswürdigkeit uns widmen. Das waren herrliche Stunden, irre ich mich nicht, Mittwoch Abends von sechs bis acht in einem kleinen einfenstrigen Auditorium zu ebener Erde. Wir lasen und erklärten Aristoteles und Cartesius. Da ordneten sich die Vorstellungsreihen und in das Denken kam Klarheit und Bestimmtheit.

Nächst ihm darf ich aber auch einen zweiten Namen nicht unerwähnt lassen, den gleichfalls nicht mehr unter den Lebenden weilenden Heyse. Auch Heyse's Vorlesungen, namentlich über Platon's Kratylus und über die Philosophie der Sprache, in denen wir gleichfalls nicht bloß zum Zuhören verurteilt wurden, und seinem persönlichen Verkehr mit uns muss ich indirect die Erfolge zuschreiben, die ich nach der pädagogischen und didaktischen Seite hin später in meiner Schulmeisterlaufbahn erzielte.

Director Meineke hatte es damals an der Art, dass er diejenigen Candidaten, die im Examen aus irgend einem Grunde seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, zur Ableistung ihres pädagogischen Probejars am Joachimstalschen Gymnasio aufforderte; und so wurde auch ich der Vergünstigung teilhaftig,

mir die pädagogischen Sporen an derselben Anstalt verdienen zu dürfen, der ich auch als Schüler angehört hatte. Gleichzeitig mit mir waren als Probe-Candidaten an der Anstalt beschäftigt Dr. Gädke, jetzt Director des Gymnasiums in Ratibor, Dr. Horkel, vor einigen Jaren gestorben als Director des Dom-Gymnasiums in Magdeburg, und Dr. Plötz, zuletzt Professor am collège royal français in Berlin, der Verfasser der bekannten Lehrbücher für die französische Sprache.

Auch in dem Verhältniss als Probe-Candidat geschah für unsere pädagogische Ausbildung rein nichts; wir wurden nicht einmal zu den Conferenzen hinzugezogen, geschweige denn, dass uns sonst irgend welche Anleitung gegeben worden wäre. Es hiess eben einfach „hic Rhodus hic salta“, man musste sich selber helfen, so gut man konnte. Ich habe — mir war der französische und geographische Unterricht in Quinta zugefallen — beispielsweise während der ganzen Zeit meiner Beschäftigung den Ordinarius der Klasse, wenn ich mich recht erinnere, den jetzigen Professor der classischen Philologie an der Berliner Universität Dr. Kirchhoff, nicht ein einziges Mal zu Gesicht bekommen. Für mich war es dabei noch ganz besonders beschwerlich, dass ich gleichzeitig meiner Militärpflicht als einjährig Freiwilliger bei dem Füsilier-Bataillon des Kaiser Franz-Grenadier-Regiments Genüge zu leisten hatte.

Man hätte nun freilich denken sollen, es müsste in der Natur der Sache liegen, dass von Seiten der militärischen Vorgesetzten dem würde geziemend Rechnung getragen und mir jede mögliche dienstliche Erleichterung gewärt worden sein. Dies war aber keineswegs der Fall. Im Gegenteil mein Compagniechef, Premierlieutenant von Fr., der so wie so kein grosser Freund des Instituts der einjährig Freiwilligen war, nam — ich hatte mir seinen Groll dadurch zugezogen, dass ich einmal, als ich mich bei ihm melden musste und ihn mehrmals nicht zu Hause traf, meine Visitenkarte abgegeben hatte — so wenig Rücksicht auf meine Stellung im bürgerlichen Leben und machte mir den Dienst dermassen schwer, wollte er mich doch sogar

zwingen, meine Wohnung in der Kaserne in der Alexanderstrasse zu nemen, dass ich mir schliesslich nicht anders zu helfen wusste, als mich auf Grund einer Augenaffection krank zu melden; und so kam es, dass ich die ersten Vierteljarszeugnisse, die ich in meinem Leben auszustellen hatte, in dem Lazareth des Kaiser Franz-Grenadier-Regiments in der Grünstrasse, wohin mich der Herr von Fr. hatte transportiren lassen, schrieb, ein Fall, der in jenen friedlichen Zeiten wol auch ziemlich vereinzelt dastehen möchte, wenigstens ist mir kein änlicher bekannt geworden.

Ich war nemlich noch im Laufe des Sommers 1847 auf eine warme Empfelung Meineke's, der mir in seiner echt humanen Weise das Zeugnis gegeben hatte, dass ich den mir übertragenen Unterricht in der Geschichte und im Französischen zu seiner vollkommenen Zufriedenheit erteilt, überhaupt die Ueberzeugung in ihm begründet hätte, dass ich mich bei fortgesetzter Uebung zu einem ausgezeichneten Lehrer ausbilden würde, Mitglied des Seminars für gelehrte und höhere Bürgerschulen in Stettin geworden und hatte deshalb die nötigen Schritte zu meiner Versetzung aus dem Gardecorps in das zweite Armeecorps getan. Das ging aber nicht so schnell wie ich mir dachte, zu der Compagnie des Herrn von Fr. wäre ich aber um keinen Preis in der Welt zurückgegangen, hätte ich auch den Rest meiner Dienstzeit im Bette zubringen müssen. So lernte ich denn die Freuden des Lazarethlebens, deren vornehmste darin bestand, in dem kleinen an den im Sommer nichts weniger als lieblich duftenden grünen Graben stossenden Garten, mit einem blau und weiss gestreiften Kittel angetan, herumzulungern, des Gründlichsten kennen; musste mir auch, da Herr von Fr. öfters kam, um sich nach dem Gesundheitszustand des ihm ganz plötzlich an's Herz gewachsenen Patienten zu erkundigen, durch den mir von der Universität her befreundeten Compagniechirurgus oder Kompedel von Zeit zu Zeit ein paar Schröpfköpfe an den Rücken setzen lassen. Endlich in den letzten Tagen des August kam die Versetzungsordre heraus und ich konnte nach meinem Eldorado abgehen.

In jener wegen der geringen Zahl höherer Schulen an Lehrern überreichen Zeit, in der ein angehender Lehrer schon froh war, wenn er auch nach abgelegtem Probejahr noch ein paar Lehrstunden an einer höheren öffentlichen Lehranstalt unentgeltlich geben konnte, galt es nemlich für einen ganz besonderen Glücksfall, schon nach sechs Monaten eine besoldete Stelle zu erhalten, und ich war daher auch in den Kreisen meiner Bekannten ein viel beneideter Mann.

2. Stettin.

(1847 — 1849.)

Das Seminar für gelehrte Schulen. Der Nordclub. Oberlehrer Dr. Fr. und die tippelskirchische Kirchenzeitung. Der achtzente März. Das Jar 1848. Die politischen Vereine. Die politischen Blätter. Der Volksverein. Das Ministerium Brandenburg. Criminaluntersuchungen und Amtssuspension.

Der Zweck des Stettiner Seminars, dessen Leitung mit zu den Amtsbefugnissen des Directors des Marienstifts-Gymnasiums gehörte, war „Lehrer für Gymnasien und höhere Bürgerschulen besonders der Provinz Pommern zu bilden“. Es zählte vier Mitglieder, die gegen ein Riesengehalt von 150 Thlr. jährlich nebst freier möblirter Wohnung in einem dem Marienstift gehörigen Hause am Theaterplatz zugleich als wissenschaftliche Hilfslehrer am Gymnasium mit zehn wöchentlichen Stunden beschäftigt wurden, also vollauf Zeit zu Nebenverdienst hatten, wozu es auch an Gelegenheit nicht felte. Als ich eintrat, war jedoch ausser der meinigen nur noch eine Stelle besetzt, so dass sich für uns die Einnahmen verdoppelten, freilich mussten wir auch eine grössere Stundenzahl übernehmen, und so fiel speciell mir neben dem Ordinariate in Quarta ein grosser Teil des Unterrichts in dieser Klasse, sowie der geschichtlich-geographische in Quinta zu, ich vertauschte jedoch schon Michaelis 1848, da ich mich als straffen Disciplinarius erwies und wol auch sonst bewärt haben möchte, einen Teil meiner bisherigen Stunden mit dem lateinischen Unterricht in Tertia.

Wenn ich demnach also als Lehrer nicht geradezu Fiasco gemacht haben muss, so ist das doch jedenfalls nicht dem schon genannten Seminar gut zu schreiben, denn in demselben geschah für unsere pädagogische Ausbildung auch nicht das Allermindeste. Man kam zwar von Zeit zu Zeit — ist mir recht, alle ein bis bis zwei Monate einmal — bei dem Director zusammen, die ganzen Verhandlungen bestanden aber ausser höchst dürftigen Erörterungen pädagogischer Fragen, die dieser im Schweisse seines Angesichts zum Besten gab und die man schweigend hinnam, ohne dass sich irgend welche Debatte daran angeknüpft hätte, in der Besprechung der Arbeiten, die die Seminaristen eine per Semester zu liefern hatten und für die man in der Regel seine Zuflucht zu irgend etwas nam, was man noch von der Universität her zu liegen hatte; ich entsinne mich mit Bestimmtheit aus meiner Feder nur noch einer einzigen, Emen- dirung und Erklärung einer in der Nähe von Odessa aufgefundenen griechischen Inschrift, die in den Memoiren der Petersburger Academie veröffentlicht worden war. Und auch sonst geschah von Seiten der Schule zu unserer Ausbildung als Lehrer nichts, man erhielt weder Gelegenheit bei den älteren Lehrern zu hospitiren, noch fanden Fachconferenzen oder ähnliche Besprechungen statt, mit einem Worte, man war rein auf sich selber angewiesen, und wer nicht von selber in das richtige Geleise hineinkam, dem machte die pommersche Jugend — so mancher selbst unter den älteren Lehrern wusste ein Lied davon zu singen — das Leben herzlich sauer. Das mag nun wol jetzt alles anders und besser geworden sein, aber im Jare 1847 war es nun einmal so, wie ich es erzäle.

Durch die Kreise der Gebildeten ging damals in Stettin ein freisinniger Luftzug, gegen den sich auch das Lehrercollégium des Gymnasiums nicht hatte absperren können. Den Mittelpunkt des — wenn man es so nennen will — politischen Lebens bildete ein Club, der sein Lokal in dem oberen Stock des Hôtel du Nord hatte und deshalb allgemein der Nordclub genannt wurde, und der sich die Aufgabe gestellt hatte, durch

Lektüre und gegenseitige gesprächliche Anregung sich auf dem Niveau der socialen und politischen Tagesinteressen zu erhalten und der fortschreitenden Entwicklung der Nation mit gebührender Teilname zu folgen. Im Winter 1847 auf 48 hatte man für diesen Zweck die Einführung regelmässiger Discussionen an festgesetzten Tagen für geeignet erachtet, zu welchen schriftliche Fragen, die sich in einem Kasten ansammelten, den Anknüpfungspunkt lieferten. Für die Richtung der in der damaligen Zeit am Orte vorwaltenden Interessen ist es charakteristisch, dass, obgleich zu der Mitgliedschaft des Clubs alle Stände ihr Contingent gestellt hatten, selbst der Offizierstand war darin nicht ohne Vertretung, der überwiegend grösste Teil der Fragen stets dem Gebiete der Rechtskunde oder der Volkswirtschaft angehörte und dass auch die Discussion gerade bei diesen Fragen mit ungleich grösserer Regsamkeit und Teilname von allen Seiten geführt wurde; so eines Tages die Einkommensteuer als Ersatz für die Schlacht- und Malsteuer, welche letztere einstimmig verworfen wurde, so dass sich Niemand zu ihrer Verteidigung erheben wollte. Da Alle, die sich an den Debatten beteiligten, stets frei sprechen mussten, auch der Vorsitz jedesmal wechselte, so bildeten diese Verhandlungen für uns alle eine vortreffliche Vorschule für die politischen Versammlungen des Jahres 1848 und deren Leitung, und es dürfte daher wol auch nicht leicht in einer Provinzialstadt das politische Leben im Revolutionsjahr höhere Wellen geschlagen haben, als gerade in Stettin.

Auch die Lehrer des Gymnasiums, die mehr oder weniger einer freien Richtung auch auf kirchlichem Gebiete huldigten, namen, namentlich die jüngeren, den regsten Anteil an diesen Verhandlungen im Nordclub; nur einer, der Oberlehrer Dr. F., machte eine unrümlige Ausname. Er war — wie man zu sagen pflegt — ein in der Wolle gefärbter schwarzer Protestant, und sein Herz voll Gift und Galle gegen Alles, was nicht mit ihm in das Horn der bornirtesten Orthodoxie stiess, dazu mit Ausname des Hebräischen — einem on dit zufolge stammte er

von jüdischen Eltern — ein krasser Ignorant und ein Pädagoge der traurigsten Art. Das Jageteufel'sche Collegium, ein mit dem Gymnasium verbundenes Alumnat, in dem er mit dem Inspectorate betraut war, hatte noch lange Jare an den Nachwehen seiner Verwaltung zu laboriren. Durch eine anonyme Denunciation in der in Halle erscheinenden tippelskirchschen Kirchenzeitung, dass auf dem Gymnasium durch den Director unkirchlicher Sinn genärt würde, hatte es denn dieser Ehrenmann auch wirklich dahin gebracht, dass der allgemein geachtete Mann mit Ostern 1848 in den Ruhestand treten und durch den jetzigen Geheimen Ober-Regierungsrat W., damals noch Professor am Joachimstalschen Gymnasio zu Berlin, ersetzt werden sollte. Der achtzente März machte auch diesen Anschlag wie so manches Andere zu Schanden. Auf Grund einer mit zahlreichen Unterschriften aus allen Kreisen der Bürgerschaft bedeckten Petition nam der neue Cultusminister Graf Schwerin, dem — ist mir recht — Director H. auch persönlich bekannt war, die von seinem Amtsvorgänger gegen Director H. verfügte Verabschiedung wieder zurück, der Denunciant dagegen musste bis auf Weiteres aus seiner Lehrthätigkeit ausscheiden.

Der achtzente März war übrigens, wenigstens in Berlin, wol kaum Jemandem, der seine Augen nicht absichtlich zugemacht hatte, unerwartet gekommen. Die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, der die Beamtenwillkür, der Uebermut aller Hochstehenden, die adlige Hoffart im Offizierstande, das in Kirche und Staat stets wachsende Uebergewicht der Frömmeler täglich und stündlich neue Narung gab, war allgemein, das Vertrauen zu der Regierung durch diese selber vollständig untergraben, das Volk hatte sich an den Gedanken gewönt, in offenem Kampfe dem Militair zu widerstehen und eine Revolution zu machen. In Paris war gekämpft worden, in Süddeutschland, in Wien, überall hatte das Volk gesiegt, in Berlin musste das Gleiche geschehen. Dass es geschehen würde, darüber war Alles einig, nur wann und auf welche Veranlassung hin, das wusste man nicht. Ich hatte mich am 18. März — es war bekanntlich

ein Sonnabend — mit dem Mittagszuge nach Berlin begeben. Als ich am Abend des 19. nach Stettin zurückkehrte, musste ich der auf dem Bahnhof harrenden Menge von dem Dach eines Waggons herab über die Ereignisse der verhängnissvollen Nacht berichten. Von der Stettiner Garnison hatte sich das erste Bataillon des Königsregiments am Kampfe beteiligt. Die offizielle Verlustliste gab später den Commandeur, drei Offiziere und neunzehn Mann als verwundet, vier Musketiere als getödtet und fünf Mann als verschollen an. In Stettin selber war nichts vorgekommen, was einer Erhebung entfernt ähnlich sah, dagegen zeigte sich in der Bürgerschaft ein zunehmendes Verlangen nach Bewaffnung, dem auch von Seiten des Ober-Präsidenten v. Bonin und des commandirenden Generals Wrangel auf das Bereitwilligste entsprochen wurde; letzterer gab auch in einer grossen Versammlung im Börsenlokale die bestimmte Erklärung ab, dass auf den unter den Bürgern laut gewordenen Wunsch ferner kein Militair und namentlich nicht das neunte Regiment nach Berlin geschickt werden sollte, und zum Zeichen der Verbrüderung wurde von Militair und Civil eine weisse Armbinde angelegt. Zur Signatur der Zeit verdient auch eine Proclamation des Commandeurs des Füsilierbataillons, Oberstlieutenant von Bagensky, mitgeteilt zu werden, welche derselbe am 23. März an die Bürger erliess: „Ich bin mit dem Füsilierbataillon dem Kampfe fern geblieben, dennoch habe ich als ältester Offizier um so mehr ein Recht zu sprechen, als auch ich für eure Befreiung einst mein Blut vergossen habe. — — — Und nun noch einmal Friede, damit wir stark bleiben, um vereint unter dem deutschen Banner dem äusseren Feinde gegenüber zu treten.“

Am 8. April wurde bekanntlich das Walgesetz für die constituirende Versammlung erlassen, der Nordclub constituirte sich daher, zunächst um die Walagitation in die Hand zu nehmen, am 10. unter dem Namen „Constitutioneller Club“ als politischer Verein mit folgendem Programm: 1. Begründung der constitutionellen Monarchie und Fortbildung der constitutionellen Verfassung, Beides im Sinne der dem Wesen der Verfassung nach

möglichsten Volksberechtigungen; 2. Erstrebung eines in sich und nach aussen einigen Deutschlands; und am 13. die Réaktionspartei unter dem Vorsitz des damaligen Directors der Friedrich-Wilhelmschule, jetzigen Provinzial-Schulrats a. D. S., der „der Freiheit, die man ihm verkündet, nicht recht traute und daher erst den Schleier dieser Jungfrau lüften und — ipsissima verba — ihren Busen beschauen wollte, ob er auch rein ist“, als constitutioneller, weil Club ein gehässiger Name sei, Verein. Da aber der constitutionelle Club, der zu gleicher Zeit ein Leseclub war, einen nicht unerheblichen Beitrag von seinen Mitgliedern erheben musste, sein Lokal auch selbst nach der Verlegung desselben in den oberen Stock der Tinkauzerschen Restauration für grössere Versammlungen nicht ausreichte, obwol seine Sitzungen, soweit es die Räumlichkeiten zuließen, selbstverständlich öffentlich waren, so gründeten einige Mitglieder desselben einen zweiten Verein mit denselben Tendenzen, den Volksverein, zu dem jeder Unbescholtene Zutritt hatte, ohne einen bestimmten Beitrag zahlen zu müssen, da die Unkosten durch freiwillige Sammlungen gedeckt wurden, die man von Zeit zu Zeit veranstaltete, und der sich zunächst hauptsächlich aus dem schon seit längerer Zeit bestehenden Handwerkerverein rekrutirte, dem wir übrigens auch schon vorher durch belehrende Vorträge und Ertheilung von Unterricht uns nützlich zu machen bestrebt gewesen waren. Wenn sich der Volksverein auch allerdings vornemlich die Aufgabe gestellt hatte, die socialen und gewerblich politischen Fragen der Gegenwart zum Gegenstande seiner Beratungen zu machen, so verabsäumte er es doch über diese theoretischen Erörterungen nicht, sich praktisch zu betätigen und protestirte gleich in den ersten Tagen seines Bestehens — mit der Abfassung des Protestes wurde ich beauftragt — auf Grund der Strafversetzung eines Ingenieur-Offiziers, der einen Walaufbruch mit unterschrieben hatte, gegen das Rescript des Kriegsministers, das im Widerspruch mit dem Gesetz „über einige Grundlagen der preussischen Staatsverfassung“ den Offizieren und Soldaten ihre staatsbürgerlichen Rechte beschränken wollte. So kurze

Zeit schon nach dem 18. März hatte die Reaktion wieder angefangen ihr Haupt zu erheben und Varnhagen hatte vollkommen Recht, wenn er am 24. April in seinen Tagebüchern die Bemerkung verzeichnet: „Seit gestern ist mir kein Zweifel, dass die Hofpartei — Gardemilitär, Landadel, Stockbeamte — aus allen Kräften eine Reaktion anstrebt, ihr Haupt ist der P. v. P. Das Volk ist noch stumpf, aber einige seiner Führer merken etwas.“ Nun wir in Stettin gehörten jedenfalls zu denen, die etwas merkten; am 30. regte ich nachfolgenden Protest gegen den vom Ministerio eingebrachten Verfassungsentwurf an, der auch gegen eine — und zwar diese auch nur teilweise dissentirende — Stimme angenommen wurde, und sich noch in der Versammlung selbst mit mehr als sechshundert Unterschriften bedeckte: „Der Volksverein in Stettin, dessen Zweck die Warung der Volksrechte im constitutionellen Sinne ist, hat mit Schmerz ersehen, dass der Verfassungs-Entwurf, der der Versammlung der Volksvertreter vom Ministerio vorgelegt ist, durchaus nicht den Erwartungen entspricht, die das Volk den Versprechungen und Zusagen Sr. Maj. des Königs gemäss zu hegen berechtigt war. Der Verfassungsentwurf, eine mangelhafte Copie der belgischen Verfassung, entspricht schon um deswegen nicht den Erwartungen, weil er nicht aus dem Nationalbewusstsein der Deutschen hervorgegangen ist, er entspricht ihnen ferner um deswegen nicht, weil die Zusammensetzung der ersten Kammer durchaus nicht einer Verfassung auf breitester Grundlage, wie sie Se. Maj. der König verheissen hat, nachkommt, weil er der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz vollständig widerspricht. Der Verfassungsentwurf hat eine Menge Paragraphen, die völlig zweideutig und unbestimmt ausgedrückt, der verschiedensten Auslegung fähig sind, er enthält Bestimmungen, die durch andere wieder aufgehoben werden, um so die Verfassung nicht, wie S. M. der König wiederholt ausgesprochen hat, zur Wahrheit werden lassen zu können. Von grösster Bedeutung aber ist der Umstand, dass von den Verheissungen, die Se. Maj. am 22. März den Breslauer Deputirten zu Teil werden liessen, einige der wich-

tigsten felen, so vermisst man 1. eine Bestimmung über freies Vereinigungs- und Versammlungsrecht, denn wenn es der Willkür der Polizei überlassen ist, Versammlungen im Freien präventiv zu verbieten, so ist das Recht de facto nicht mehr vorhanden; 2. eine Bestimmung über allgemeine Bürgerwerverfassung mit freier Wahl der Führer; 3. eine Bestimmung über Verantwortlichkeit der Minister, denn unmöglich kann die Gegenzeichnung eines Ministers genügen; 4. eine Bestimmung über Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und Dominalpolizei. Es fehlt ferner eine Bestimmung über die Civilliste, über die Krondomänen und Aufhebung der Regale und Monopole der Krone. Da wir in der Versammlung allein eine constituirende Versammlung, aus dem Volkswillen hervorgegangen, erblicken, so können wir in der Vorlage des Ministeriums bloß einen Vorschlag sehen, durch den in keiner Weise das Recht der Versammlung, eine Verfassung aus ihrer Mitte hervorgehen zu lassen, beeinträchtigt wird.“

Gleichzeitig wurde auf meinen Antrag folgender Aufruf an die Bewohner Berlins erlassen: „Männer Berlins! Ihr habt es nicht gescheut, euer Leben für uns am 18. März einzusetzen, um uns die Freiheit zu erringen, die unsere Herzen so heiss ersentet! Männer Berlins! Ihr habt bisher, nicht achtend eures materiellen Wols, die junge Freiheit geschützt, gewart gegen jeglichen Angriff; ihr wart dazu berufen als Bewohner der Hauptstadt! Vielfach ist dies in den Provinzen verkannt worden, ja es hat selbst nicht an einzelnen Stimmen gefelt, die euch deshalb geschmäht, euer Tun in törichter Verblendung oder schmähhlicher Bosheit begeistert haben. Deshalb hält es der Volksverein zu Stettin für seine heilige Pflicht, feierlich und öffentlich zu erklären, dass seine Mitglieder die aufrichtigste Hochachtung vor eurem Tun empfinden, dass sie euch die Bruderhand reichen zu allem, was ihr im gesetzlichen Wege für notwendig zur Warung der jungen Freiheit erachtet, dass sie gleich den braven Türi- gern nie säumen werden, so es not tut, euch darin zu unterstützen!“ den ich auch dem demokratischen Club zu weiterer

Verbreitung persönlich zu übermitteln nach Berlin deputirt wurde, und dem einige Zeit darauf nachstehender Aufruf des constitutionellen Clubs folgte: „Männer von Berlin! Von vielen Seiten, leider auch aus unserer Provinz, sind Stimmen laut geworden, welche in unglücklicher Verblendung den grossen Kampf des 18. u. 19. März zu einer Strassenemeute herabwürdigen und die Revolution mit ihren Folgerungen verleugnen wollen. Diesen gegenüber fühlen wir die Verpflichtung zu erklären, dass wir den Kampf vom 18. und 19. März als das grösste und bedeutungsvollste Ereignis in der vaterländischen Geschichte anerkennen, dass wir den todesmutigen Freiheitskämpfern unsere innigste Verehrung zollen und dass wir die aus diesem Kampfe hervorgegangene Revolution als eine sittlich gerechtfertigte erachten. Wir haben euch aber noch Dank zu sagen für die Aufopferung, mit welcher ihr noch jetzt die schwer erworbene junge Freiheit bewart. O werdet nicht müde in dieser heiligen Pflichterfüllung, unsere Hoffnungen ruhen auf euch, auf euch die Zukunft des Vaterlandes, dessen Grösse zu gründen euer Beruf ist. Schützt mit der vollen Würde eurer Macht euer und unser schwer erworbenes Recht, mit der Macht, in deren Bewusstsein Ordnung, Freiheit und Gerechtigkeit ruht, und seid überzeugt, dass wir euch in diesem Streben angehören für immer.“ Die rechte Seite des Clubs war mit diesem Aufruf nicht einverstanden, sie trat daher aus und gründete unter dem Namen patriotischer Club einen neuen politischen Verein mit folgendem Statut: „1. wir wollen volle Verwirklichung der Volksfreiheit, wir wollen also gleiche Berechtigung Aller und eine durch alle Schichten des Staatsorganismus gegliederte Selbstregierung; 2. wir halten eine auf dem Volkswillen beruhende und dadurch starke constitutionelle Monarchie für die wahrhaft volkstümliche und die Freiheit in unserem Vaterlande allein sichernde Staatsform; 3. wir wollen daher sowol den absolutistischen als den republikanischen Bestrebungen entgegentreten und halten dafür, dass die Freiheit Raum und Kraft genug gewonnen habe, um sich auf gesetzlichem Wege weiter zu gestalten; 4. da die Freiheit nur auf dem Boden

der Wahrheit und Sittlichkeit wurzeln kann, so werden wir insbesondere denen entgegentreten, welche durch Aufreizung, Verdächtigung und Gewalttat ihre politischen Zwecke zu erreichen suchen; 5. wir wollen ein einiges nach innen und aussen starkes Deutschland; 6. wir erwarten auch die Beseitigung der socialen Uebelstände von einer geordneten Freiheit, namentlich von der freien Vereinigung, der Presse und der Umgestaltung des Volksunterrichts.“ Sie gründeten auch ein eignes Organ, die patriotischen Blätter, das aber, weil zu doctrinär gehalten, im October aus Mangel an Lesern wieder einging, ebenso wie der constitutionelle Verein sich ein solches seit dem 1. Juli in der Norddeutschen Zeitung gegründet hatte. Die Börsennachrichten der Ostsee galten als das Organ des constitutionellen Clubs, die neu gegründete Neue Stettiner Zeitung von Wachenusen und der Wächter an der Ostsee von Lüders vertraten mehr die Interessen der Demokratie im Sinne des Volksvereins. Die Norddeutsche Zeitung hatte zwar aus Besorgnis gegen die öffentliche Meinung allzusehr zu verstossen, einstweilen noch das Panier des Constitutionalismus aufgepflanzt und experimentirte unter dem hochtönenden Vorwande, die Anarchie zu bekämpfen, mit demselben, um den Absolutismus so viel als möglich zu retten, hin und her, wobei ihr die alte sogenannte Effenbartsche Stettiner Zeitung secundirte, im Grunde aber war sie das Organ derjenigen Partei, deren wares Panier der Absolutismus ist, bei dem sie so lange ganz ausgezeichnet ihre Rechnung gefunden hatte, und die sich auch keinen Augenblick besann, wieder zu letzterem zu greifen, sobald es nur dem Absolutismus möglich gemacht wurde, seine alte Macht wiederzuerobern. So machte sie denn natürlich, obwol eigentlich Feind jeder Constitution, für den vom denkenden Publikum längst verdammtten Verfassungsentwurf des Ministeriums Camphausen Propaganda. Der Volksverein dagegen, der wegen der stetigen Zunahme seiner Mitglieder — eine an den ausgetretenen Minister Rodbertus abgeschickte Zustimmungsadresse zählte über 1300 Unterschriften — seine Versammlungen in das Stadttheater hatte verlegen müssen, be-

schäftigte sich in einer langen Reihe von Sitzungen sehr eingehend mit derselben und verfehlte nicht, gegen alle volksfeindlichen Bestimmungen wie gegen die erste Kammer, das absolute Veto der Krone u. dergl. laut Protest zu erheben.

In der richtigen Erkenntnis, dass man den Mitgliedern auch ausserhalb der Sitzungen Gelegenheit geben müsste, einander näher zu treten und sich persönlich kennen zu lernen, veranstaltete der Verein von Zeit zu Zeit gemeinsame Ausflüge. Der erste, an dem sich mehr als achthundert Personen beteiligten, fand am 6. August zur Feier der Einsetzung des Reichsverwesers nach Gotzlow zu Wasser statt und trug so sehr den Charakter eines von edler Begeisterung erfüllten waren Volksfestes, dass — wie die Zeitungen damals berichteten — das Ganze ein wirklich erhebendes Schauspiel bot. Der Glanzpunkt desselben waren natürlich die Reden, die sich vornemlich um die Notwendigkeit eines wirklich einigen und freien deutschen Vaterlands drehten. Mit anderen Augen sah der constitutionelle Verein die Dinge in Frankfurt a. M. an und die Maske ablegend, unter der er bisher seine antideutsche Gesinnung und seine absolutistischen Tendenzen verborgen, verriet er dieselben durch nachstehenden Aufruf im Namen aller constitutionellen Vereine Pommerns an alle braven Preussen: „Die Versammlung in Frankfurt, wozu auch ihr eure Deputirten geschickt habt, hat in ihrer Sitzung am 29. Juni das Ungeheure getan, sie hat alle deutschen Fürsten und Könige abgesetzt, sie hat die Republik erklärt. Freilich geradezu ausgesprochen hat sie das so nicht, aber sie hat beschlossen, einen Reichsverweser zu wählen, ohne dabei irgendwie die Regierungen der einzelnen Staaten zu fragen, ob sie damit einverstanden und ob ihnen der gewählte Mann recht sei. Dieser Reichsverweser soll nur dazu dienen, alle Beschlüsse der Versammlung auszuführen, und damit er dies kann, soll er den Oberbefehl über die Truppen aller deutschen Staaten bekommen, allein das Recht haben, Gesandte zu schicken und anzunehmen, über Krieg und Frieden zu bestimmen, und Verträge mit fremden Ländern abzuschliessen, wie es gerade der

Versammlung beliebt. Was heisst das aber nun wol anders, als alle deutschen Könige und Fürsten absetzen? Die Versammlung in Frankfurt regiert und da haben wir die Republik. Sie wollen jetzt zwar, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, zum sogenannten Reichsverweser, zu ihrem Werkzeuge, einen österreichischen Prinzen wählen, damit es heissen kann: wir haben doch immer noch einen Fürsten an unserer Spitze in Deutschland, aber lasst euch dadurch nicht irre machen; nimmt er es nicht an oder gefällt er den Herren in Frankfurt nicht länger, so werden sie, und das können sie nach dem gefassten Beschlusse auch, irgend einen Herrn Hans oder Peter aus ihrer Mitte wählen. Das aber kann sich kein braver Preusse gefallen lassen. Nein, wir wollen nicht dulden, dass unser rechtmässiger König zum Beamten eines Reichsverwesers herabsinkt, denn das ist er, wenn er nicht mehr die Macht besitzt, Krieg oder Frieden zu beschliessen und seine Armeen zu befehlen, wenn er tun muss, was der Versammlung in Frankfurt einfällt. Darum lasst uns diesen Beschluss nicht anerkennen, sondern dagegen protestiren, wo wir gehen und stehen. Wir sind Preussen und wollen Preussen bleiben, getreue Untertanen unseres angestammten Fürstenhauses, und keiner Versammlung der Welt räumen wir das Recht ein, die preussische Monarchie, die unsere Väter durch ihr im siebenjährigen und in den Freiheitskriegen vergossenes Blut gross und kräftig gemacht, und unter die ersten und mächtigsten Staten erhoben haben, mit einem Schlage zu vernichten.“

Wir persiflirten denselben, um ihm die Spitze abzubrechen, in folgender Weise: „An alle braven constitutionellen Vereine. Die Versammlung in Stettin am 10., wozu auch ihre Deputirten geschickt habt, hat das Ungeheure getan, sie hat die constituirende Versammlung abgesetzt und die absolute Monarchie wieder in Kraft erklärt. Freilich geradezu ausgesprochen hat sie das so nicht, aber sie hat beschlossen, den Beschluss der Frankfurter Nationalversammlung in Betreff der Wahl eines Reichsverwesers nicht anzuerkennen und dagegen zu

protestiren, wo sie geht und steht. Was heisst das aber nun wol anders, als alle deutschen Urwähler, Walmänner und Deputirte wie unmündige Jungen behandeln? Die Versammlung zu Stettin regiert, und da haben wir den Absolutismus. Sie wollen jetzt zwar, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, eine sogenannte constitutionelle Monarchie anbanen, damit es heissen kann: wir sind ja doch immer noch liberal und wollen den Fürsten beschränken, aber lasst euch dadurch nicht irre machen, nimmt er es nicht an oder gefällt es den Herren in Stettin nicht länger, so werden sie, und das können sie nach dem gefassten Beschlusse auch, die Beschränkung wieder aufheben. Das kann sich kein braver constitutioneller Verein gefallen lassen. Nein, wir wollen nicht dulden, dass unser rechtmässiger König zum mehr oder weniger Beschränkten der Versammlung in Stettin herabsinke, denn das ist er, wenn er nicht mehr die Macht hat, die Versprechungen, die er am 18. März freiwillig seinem Volke gegeben hat, zu erfüllen; wenn er tun muss, was der Versammlung zu Stettin einfällt. Darum lasst uns die Beschlüsse des Stettiner Congresses nicht anerkennen, sondern darüber lachen, wo wir stehen und gehen. Wir sind Deutsche; das hindert aber nicht, dass wir auch ferner Preussen bleiben, und keiner Versammlung der Welt räumen wir das Recht ein, die preussische Monarchie, die unsere Väter durch ihr im siebenjährigen und in den Freiheitskriegen vergossenes Blut gross und kräftig gemacht und unter die ersten und mächtigsten Staten Europas erhoben haben, mit einem Schlage der Verachtung preis zu geben.“

Eine zweite Ausfahrt am 20. fiel noch glänzender aus als die erste. Es hatte sich dazu, ausser den näher Beteiligten noch ein zahlreiches sonstiges Publicum eingefunden, so dass im Ganzen wol gegen 3000 Personen versammelt waren, was mir Veranlassung gab, über die Reife des Volks zu sprechen, das noch vor wenigen Monaten nicht die kleinste Versammlung ohne polizeiliche Ueberwachung abhalten durfte, während es jetzt auch die grössten so abzuhalten wüsste, dass alles in gewünschter

Ordnung verlief. Dieser Charakter eines grossen volkstümlichen Festes ging leider durch die Engherzigkeit einiger ängstlicher Gemüter dem Ablauf der zwei aus freiwilligen Beiträgen erstellten Kanonenjollen am 30. August verloren, da das Comité, und zwar durchaus nicht im Sinne der Beisteuernden, Niemand weiter das Wort verstattete, als dem Prediger, der die Bote mit unendlicher Salbung in einem mehr als halbstündigen Gebete einsegnete.

Das war so ein erster schüchterner Versuch, allmählig erhob aber die Reaction ihr Haupt immer frecher, der constitutionelle Verein z. B. entblödete sich nicht nur nicht, durch Aufrufe aller Art und selbst durch die Predigten ihm angehöriger Geistlichen gegen die Majorität der constituirenden Versammlung und gegen die waren Volksfreunde beständig aufzuhetzen, er verlangte selbst Ausschluss einiger Mitglieder der Versammlung, wie D'Ester, Graf Reichenbach, und Verlegung des Sitzes der Versammlung von Berlin weg in die Provinz.

Der 8. November brachte das Ministerium Brandenburg, dessen erste Massregel bekanntlich die Vertagung und Verlegung der Versammlung nach Brandenburg war, wogegen diese mit 252 gegen 30 Stimmen protestirte. Von dem Volksverein ging sofort eine Zustimmungsadresse an die Majorität der Versammlung ab, der sich auch der constitutionelle Club, der patriotische Club, sowie die Volksvereine in Grabow und Kupfermühle anschlossen und die in Berlin, an den Strassenecken angeschlagen, durchweg den besten Eindruck machte. Sie lautete: „Das preussische Volk hat seine Vertreter zur Nationalversammlung erwählt, um die Verfassung festzustellen. Daraus folgt, dass sie wider ihren Willen weder vertagt, noch verlegt, noch aufgelöst werden kann. Dennoch hat das neue Ministerium Brandenburg die Nationalversammlung angewiesen, ihre Beratungen sofort abubrechen und zur Fortsetzung derselben nicht vor dem 27. d. M. und zwar in Brandenburg wieder zusammenzutreten. Es hat jede Fortsetzung der Beratungen als eine ungesetzliche erklärt. Die Nationalversammlung hat darauf beschlossen: 1)

dass sie für jetzt keine Veranlassung habe, den Sitz ihrer Beratungen zu ändern, sondern ihre Beratungen in Berlin fortsetzen wolle; 2) dass sie der Krone nicht das Recht zugestehen könne, die Versammlung wider deren Willen zu verlegen, zu vertagen oder aufzulösen; 3) dass sie die Beamten, die der Krone zu diesem Schritte geraten haben, nicht für fähig erachte, der Regierung des Landes vorzustehen, dass diese vielmehr schwerer Pflichtverletzung gegen die Versammlung, gegen das Land und gegen die Krone sich schuldig gemacht haben. Wir erklären daher, dass wir jede Vertagung und Verlegung unserer Nationalversammlung wider deren Willen für eine Verletzung der Rechte unseres Volks und für ein Attentat gegen die Freiheit erachten und mit Entschiedenheit dagegen protestiren. Wir treten den heute von der Nationalversammlung gefassten Beschlüssen in ihrem vollsten Umfange bei.“ Ihrem Beispiele folgte zwei Tage später die Kaufmannschaft mit folgender Adresse: „Hohe Nationalversammlung! Mit vollkommenster Genugtuung haben die unterzeichneten Mitglieder der hiesigen Kaufmannschaft von der eben so entschiedenen als würdevollen Haltung ihrer Vertreter Angesichts der beklagenswerten Uebergriffe der Räte der Krone Kenntniss genommen. Wir erklären uns hiermit mit den von der hohen Versammlung in Bezug darauf gefassten Beschlüssen aus voller Seele einverstanden, protestiren feierlichst mit derselben gegen das als gewalttätig zu bezeichnende Verfahren der Statsregierung, vertrauen, dass die Weisheit und Kraft der hohen Versammlung die Rechte des Volkes auch fernerhin wahren werde und versichern mit Wort und Tat deren Beschlüsse unterstützen zu wollen!“ während der Magistrat zu allgemeiner Unzufriedenheit beschloss, in dem Conflict zwischen der Nationalversammlung und der Krone nichts tun zu wollen. Ganz besondere Sensation machte die Unterschrift des patriotischen Clubs. Den Deputationen, die sich zur Ueberreichung der Adressen nach Berlin begeben hatten, wurden während der Sitzung Ehrenplätze auf der Tribüne angewiesen. Zu gleicher Zeit war auch ein Centralausschuss gewählt worden,

um Vereine und Corporationen in ganz Pommern zu gemeinsamen Schritten zu veranlassen. Mit einem Wort, der Enthusiasmus war allgemein und die Absolutisten liessen die Köpfe hängen. Die Börsennachrichten der Ostsee berichten darüber: „Das gute Recht der Nationalversammlung, die Sache der Demokratie in der edelsten Bedeutung, hat einen überaus schönen Sieg errungen. Nachdem der constitutionelle Club im Bunde mit den verschiedenen Vereinen der Stadt schon in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag für die Nationalversammlung sich erklärt und an die Spitze der Bewegung gegen die falschen Ratgeber der Krone sich gestellt hatte, wuchs die Begeisterung für die schmählich behandelten Vertreter des Volks von Stunde zu Stunde, bis heute durch die Proclamation der Nationalversammlung an das Volk die Parteiname für die Abgeordneten aller Schichten der Einwonerschaft auf eine warhaft ergreifende Weise sich bemeisterte. Seit dem Aufrufe Friedrich Wilhelms III. an sein Volk erinnert man sich keines Tages, an welchem die Begeisterung für das gefährdete Vaterland sich auf eine solche grossartige Weise ausgesprochen hätte. Alle Klassen der Bevölkerung wetteiferten in Parteiname für die Nationalversammlung. Nachdem auf der Börse 234 Kaufleute, unter ihnen die geachtetsten Häuser, sich an einer Adresse beteiligt, folgten am Nachmittage alle Compagnien der Bürgerwer, mit Ausnahme der zenten, welche sich der Abstimmung enthielt, in der Entscheidung gegen die Uebergriffe der Krone mit nachstehender Adresse an die Nationalversammlung: Im Angesichte der grossen Gefahr unseres Vaterlandes und in Erwägung, dass jedes Schwanken in der politischen Gesinnung unseres States nur dazu beitragen kann, den jetzt auf die Spitze gestellten Zustand des Rechts zu einem mehr als beklagenswerten Ausgang zu bringen, erklären die unterzeichneten Bürgerwer Männer Stettins aus innigster wärmster Ueberzeugung ihre volle unbedingte Zustimmung zu den begeisterten Worten, welche Ihr Herr Präsident in der denkwürdigen ausserordentlichen Sitzung vom 10. c. ausgesprochen hat. — Am Abend fassten Magistrat einstimmig und Stadtver-

ordnete gegen eine Stimme den gleichen Beschluss, kurz die Hauptstadt von Pommern legte ihr moralisches Gewicht in die Wagschale für die gefährdeten Rechte des Volks. Von heute an nimmt Stettin eine ehrenvolle Stellung unter den grossen Städten der Monarchie ein, welche mit der Nationalversammlung stehen und fallen. Ein Extrazug bringt heute die Adressen durch Deputationen nach Berlin.“

Die Adresse der städtischen Behörden lautete: „Hohe Versammlung! Die Weisheit und Entschiedenheit, mit welcher Eine hohe Versammlung der von dem Ministerium Brandenburg befohlenen Verlegung und Vertagung ihrer Sitzungen Widerstand geleistet hat, findet bei uns, den Vertretern der Stadt Stettin, die vollste Zustimmung und Anerkennung; wir sind es überzeugt, auch bei allen Bewohnern unserer Stadt. Möge es gelingen, den unheilvollen Streit zwischen den Ratgebern der Krone und den Vertretern des Volkes zum Wole unsers teuren Vaterlandes baldmöglichst zu beseitigen.“ Auch richteten sie gleichzeitig nachstehendes Schreiben an den König: „Allerdurchlauchtigster, grossmächtigster König! Allergnädigster König und Herr! Der Conflict, der zwischen der Krone und der Nationalversammlung ausgebrochen ist, bewegt das Land um so mehr, als Niemand im Stande ist, vorauszusehen, wie derselbe enden werde. Wir, die Vertreter Ew. Maj. treuehormster Stadt Stettin bitten, ja beschwören Sie daher, den von dem Ministerium Brandenburg gegengezeichneten Allerhöchsten Befel über die Vertagung und Verlegung der Nationalversammlung, der diesen Conflict herbeigeführt, zurückzunemen und ein Ministerium zu entlassen, welches das Vertrauen des Landes nicht besitzt. Wir sprechen diese Bitte nicht aus, ohne die andere daran zu knüpfen, dass Ew. Maj. neu zu berufende volkstümliche Regierung die Mittel anwenden möge, welche geeignet sind, eine nach allen Seiten hin freie Beratung der Nationalversammlung zu sichern. In tiefster Ehrfurcht verharren wir treuehormsamste u. s. w.“

Am 12. Abends traf eine Deputation des Pommern-Vereins

aus Berlin ein und berichtete im Volksverein über die Vorgänge in der Hauptstadt. Man blieb bis 2½ Uhr Morgens zusammen, wo eine Deputation, die sich mit Vertretern des Magistrats zum Commandanten begeben hatte, die Zusicherung überbrachte, die Truppen würden wenigstens die Nacht noch nicht nach Berlin abgehen, selbst wenn der Befehl dazu eingehen sollte, da es nicht ohne Blutvergiessen von Statten gehen könnte, auch sei er bereit, auf einen schriftlichen Protest gegen den Ausmarsch hin die Sache dem General Wrangel in Berlin zur Entscheidung mitteilen zu wollen, was der Central-Ausschuss der hier zusammengetretenen Vereine zur Beruhigung der Bevölkerung am folgenden Tage durch nachstehendes Placat bekannt machte: „Nachdem gestern der Magistrat, die Stadtverordneten und die Bürgerwer Partei für die in ihren guten Rechten gefährdete Nationalversammlung genommen haben, müssen wir darüber wachen, dass während des jetzigen Conflictes zwischen der Krone und unseren Vertretern kein Befehl der jetzigen Minister zur Ausführung komme, welcher für die Nationalversammlung in Berlin bedrohlich erscheint. Schon in der verflossenen Nacht sind hier Schritte geschehen, dass die in unseren Mauern stationirten Truppen, welche bereits Ordre hatten, sich marschfertig zu halten, am hiesigen Orte bleiben, um nicht gegen die Bewohner Berlins und die treuen Vertreter unseres Volks verwandt zu werden. Seid wachsam, noch ist das Vaterland in Gefahr!“

Der Extrazug, mit dem sich etwa 800 Mann am gleichen Tage zur Unterstützung der Deputation nach Berlin begeben wollten, wurde jedoch — es musste derselbe von Stettin aus von einem Unbefugten signalisirt worden sein — in Bernau durch Militär am Weiterfahren verhindert. Mit dem Beschluss der Nationalversammlung am 15. November, der doch ganz unbestreitbar rechtsgiltig gefasst war: „das Ministerium Brandenburg ist nicht berechtigt, über die Statsgelder zu verfügen und die Steuern zu erheben, so lange die Nationalversammlung nicht ungestört in Berlin ihre Beratungen fortzusetzen vermag“ machte sich aber in Stettin in den Ansichten vieler ein befremdlicher

Umschwung bemerklich. Zwar wir vom Volksverein wirkten nach Kräften durch Wort und Schrift für die Durchführung desselben, ohne darüber das Nächstliegende aus dem Auge zu verlieren, indem sich der Vorstand von dem Verein autorisiren liess, für die Pflege der an der Cholera Erkrankten zu sorgen, deren Zahl in einigen Stadtteilen eine furchtbare Höhe erreicht hatte; aber Magistrat und Stadtverordnete beschlossen schon am 16. in gemeinschaftlicher Sitzung, nachdem die Deputation berichtet hatte, dass sie vom Könige gar nicht vorgelassen, sondern durch einen Adjutanten beschieden worden wäre, sein (des Königs) Herz sei von Schmerz über ihre Adresse erfüllt und sei sein fester Wille, auch nicht das Geringste von seinen Versprechungen zurückzunehmen, aber jetzt könne er nicht anders handeln, wenn seine Versprechungen dem Volke zu Gute kommen und Ruhe und Gesetzlichkeit in die Hauptstadt zurückkeren sollten, eine neue Adresse, die gegen die vom 12. allerdings gewaltig absticht: „Der Magistrat und die Stadtverordneten halten an ihrem früheren Beschlusse fest, dass die Regierung durch die Vertagung und Verlegung der Nationalversammlung ihre Befugnisse überschritten hat und dass das ruhige, würdige und entschiedene Benemen der Versammlung der Regierung gegenüber nur gebilligt werden kann; — nachdem nun aber der Magistrat und die Stadtverordneten in Erfahrung gebracht haben, dass die Nationalversammlung in ihren Beschlüssen gegen die Regierung aggressiv fortschreitet, indem sie sogar der Regierung die Erhebung der bereits bis Ende dieses Jahres bewilligten Steuern vereiteln will, — erklären der Magistrat und die Stadtverordneten der Stadt Stettin, dass sie, eben so wenig wie sie Uebergriffe der Regierung gut geheissen haben, Uebergriffe der Nationalversammlung gut heissen werden, dass sie Beschlüsse wie den oben genannten, entschieden zu den Uebergriffen zählen, weil bereits gesetzlich bewilligte Steuern nicht einseitig aufgehoben werden können. Wir wollen unter allen Umständen an der constitutionellen Monarchie festhalten und fordern die hohe Nationalversammlung hiermit auf, wie sie allen

absolutistischen Bestrebungen würdig entgegengetreten ist, so auch allen republikanischen Tendenzen mit Kraft zu begegnen!“ Und die alte Stettiner Zeitung verlangte sogar, die volksfreundlichen Mitglieder vor ein Kriegs- oder Standgericht zu stellen und bat den König, eine Verfassung von sich aus zu geben, „die der politischen Bildungsstufe, auf welcher wir uns befinden, entspricht.“ Im Vertrauen auf Straflosigkeit aber erlaubte sich die Reaction nunmehr die grössten Gewalttätigkeiten, am 25. wurde in der Lastadie ein Laden gestürmt, weil darin Karikaturen verkauft sein sollten, die einigen Reactionären nicht gefielen, und am 26. wurden einige Mitglieder des Volksvereins in Warsow, wo sie zur Belehrung der ländlichen Bevölkerung über die jüngsten Ereignisse eine Volksversammlung abhalten wollten, von dem fanatisirten Pöbel mit Heugabeln, Prügeln und anderen Mordinstrumenten überfallen und entgingen nur wie durch ein Wunder dem sicheren Tode.

Gegen mich persönlich wurden auf Grund wiederholter Denunciationen in den reactionären Blättern, denen jetzt der Kamm immer mehr schwoll, nicht weniger als drei Criminaluntersuchungen wegen Majestätsbeleidigung, wegen Erregung von Misvergnügen gegen die Anordnungen der Statsregierung und wegen Aufreizung zum tätlichen Widerstande gegen die Obrigkeit eingeleitet und ich von der Majestätsbeleidigung zwar freigesprochen, wegen der Erregung von Misvergnügen und Aufreizung aber durch den Criminalsenat des Königl. Oberlandesgerichts, natürlich noch im geheimen schriftlichen Verfahren und ohne Mitwirkung von Geschworenen, am 30. März verurteilt, obwol mein Verteidiger — man wollte die Erregung von Misvergnügen in einer scharfen Kritik des Ministeriums Brandenburg und die Aufreizung zum tätlichen Widerstande in der Aufforderung, den Steuerverweigerungsbeschluss der Nationalversammlung, wenn nötig auch mit Gewalt auszuführen, finden — in der Klagebeantwortung ausführte, dass Beides im Sinne des Gesetzes strafbare Handlungen nicht wären und dass es zu einer Zeit, wo die mündliche Redefreiheit garantirt, über politische Verbrechen

nur das Geschwornengericht das Schuldig oder Nichtschuldig aussprechen soll, in einer noch nicht überwundenen politischen Krise, deren Eintritt wieder Alles in Frage stellen kann, nicht zeitgemäss erscheinen könne, mit Denunciationen vorzugehen und dadurch die Aussöhnung zu erschweren, am allerwenigsten aber wegen Handlungen, welche bis dahin noch von keinem Gerichtshof als strafbar anerkannt worden seien.

Mit der Einleitung der Criminaluntersuchung war auch die vorläufige Amtssuspension über mich verfügt und auch trotz meiner Reclamation als im Widerspruch mit der Circularverfügung vom 20. December 1848 stehend von dem neuen Cultusminister v. Ladenberg aufrecht erhalten worden. An dem Tage, wo die Einleitung der Criminaluntersuchung gegen mich in der Stadt bekannt geworden war, brachte mir Abends der Volksverein in corpore eine Ovation unter Vortritt eines Musikcorps, wobei sich das komische quid pro quo ergab, dass der Bischof R., der gleichfalls in einem dem Marienstift gehörigen Hause in meiner Nähe wonte, in der Meinung, die Serenade würde ihm gebracht werden, schon alles zum Empfange der Deputation in Bereitschaft gesetzt hatte. Und auch meine Schüler vom Gymnasium, sowie die Schülerinnen einer Privatanstalt, in der ich gleichzeitig unterrichtete, bezeugten mir in zwei Gedichten ihren Schmerz darüber, mich aus ihrer Mitte gerissen zu sehen. Natürlich poetischen Wert haben diese Verse nicht, aber wegen der grossen Anhänglichkeit, die sich darin ausspricht, sind sie mir doch lieb, und ich bewahre sie noch heute auf. Im Uebrigen aber setzte ich meine politische Tätigkeit ganz unbeirrt fort. Am 12. December protestirte der Volksverein auf meine Anregung gegen die octroyirte Verfassung, am 11. Januar wurde eine Zustimmungsadresse an den verfolgten Waldeck und eine Mistrauensadresse an die fünf Gerichtshöfe gerichtet, die sich dazu hergegeben hatten, volksfreundliche Abgeordnete zu verfolgen, am 22. Februar schloss sich derselbe dem Centralausschuss der Demokraten in Leipzig an und trat dem Märzverein in Frankfurt a. M. bei, am 1. März petitionirte er um

Einführung des Einkammersystems, directe Wahlen, Einführung einer demokratischen Gemeinde- und Werverfassung und Begnadigung aller seit dem März v. J. wegen politischer und Disciplinarvergehen Bestrafter im Civil und Militair. Einzelnes von dem, was wir anstrebten, ist ja nunmehr nach langen 25 Jaren auch zum Theil erreicht worden, aber wie viel Blut hat es nicht gekostet, während es damals ohne alles Blutvergiessen hätte erlangt werden können, wenn es eben nicht der Reaction der Absolutisten gelungen wäre, die junge Pflanze der Freiheit zu ersticken.

Nachdem meine Verurteilung rechtskräftig geworden war, verliess ich Stettin, und nachdem ich es noch in Süddeutschland, wenn auch erfolglos, versucht hatte, für die Durchführung der rechtmässig zu Stande gekommenen deutschen Reichsverfassung einzustehen, suchte ich mit anderen Leidensgefährten am 8. Juli bei Riehen im Kanton Baselstadt den gastlichen Boden der Schweiz auf, wo es mir beschieden sein sollte, beinahe dreizehn Jare lang Gastrecht zu geniessen.

Man möchte vielleicht finden wollen, dass die Darstellung meiner politischen Tätigkeit eigentlich in die Erzählung pädagogischer Erlebnisse gar nicht hineingehöre. Aber einmal hört Einer, weil er Lehrer geworden ist, darum nicht auf, Mensch und Statsbürger zu sein, und was der Mensch und der Statsbürger erlebt und mit durchmacht, kommt auch dem Lehrer wieder zu Gut und zu Statten. Von unserer Berufstätigkeit liessen wir uns aber sämmtlich in keiner Weise abziehen, setzten vielmehr stets eine Ehre darein, unsern amtlichen Verpflichtungen, sofern uns eben nicht die vorgesetzten Behörden selber daran verhinderten, wie mich seit dem December durch meine Amtssuspension, mit scrupulosester Gewissenhaftigkeit und aus allen unseren Kräften nachzukommen, wie es auch aus dem Wortlaut des Zeugnisses hervorgeht, das mir Director H. über meine Wirksamkeit am Mariengymnasium ausstellte: „in seiner Lehrpraxis bewährte er bei seinem Unterricht im Deutschen, Lateinischen, Griechischen, Französischen und in der Mathe-

matik auf der unteren und mittleren Gymnasialstufe methodische Gewandtheit und in der pädagogischen Behandlung seiner Schüler sicheren Takt, sowie die Gabe, sie sich geneigt und für seinen Gegenstand empfänglich zu machen; in seinen Seminararbeiten lieferte er Beweise philologisch gelehrter Kenntnisse und einsichtiger Auffassung philosophischer Systeme und betätigte gewissenhafte Treue in der Erfüllung seiner amtlichen Obliegenheiten“. Für mich persönlich aber hatte diese Zeit noch eine ganz besondere Bedeutung. Einmal wurde sie für mich die Veranlassung, meine pädagogische Wirksamkeit auf einem ganz andern Boden auszuüben und zweitens war sie für mich eine Schule, durch die ich hatte hindurch müssen, um mich so schnell und leicht in das öffentliche Leben eines auf breitester Grundlage basirten freien Statswesens hineinzufinden, wie es mir in der Tat gelungen ist.

II. Gesellenzeit.

3. Bern.

(1849.)

Der grosse Kornhausboden. Professor Pabst. Politische Geschichte des Kantons Bern. Die Verfassung vom Jare 1846. Das höhere Gymnasium. Die Progymnasien. Die Industrie- und Realschule. Dr. Müller. Die Michelei und die deutsche Flüchtlingsschaft.

Die Colonne, mit der ich übertrat, etwa dreihundert Mann stark, meist Hanauer Turner, war nach Bern instradirt worden. Nachdem wir uns daher einige Stunden in Basel aufgehalten hatten, wo wir in der Klingentalkaserne auf Kosten der Eidsgenossenschaft gespeist wurden, marschirten wir — von Riehen nach Basel waren wir durch eine Compagnie Basler Milizen, die an der Grenze aufgestellt gewesen war, escortirt worden — unter der Führung eines Militärarztes, dessen geschmackvolle Uniform, hellblau mit schwarzem Sammetkragen, an die der Schwedter Dragoner erinnerte, nach Liestal, dem Hauptorte des Kantons Baselland, um Nachtquartier zu machen. Hatten uns die Baselstädter auch nichts weniger als Sympathie bewiesen, sondern uns bei unserm Durchmarsch mehr wie Wunderthiere, als wie gewöhnliche Menschenkinder angestiert, um so herzlicher war von Seiten der Einwohner der Empfang in Liestal, es hatte ja auch so mancher unter ihnen im Jare 1831 änliches erlebt wie wir. In aller Eile war ein Comitee zusammengetreten, auf dessen Veranlassung wir mit warmem Abendessen und sogenanntem Markgräfler, einem kleinen aber recht trinkbaren weissen Wein, der im Badischen in der Gegend von Freiburg wächst,

bewirtet wurden. Da ich seit längerer Zeit schon kein Bett mehr zu sehen bekommen hatte, so nam ich mir im Gasthof zum Schlüssel ein Zimmer, das zufälligerweise dasselbe war, in dem ich das Jar vorher eine Unterredung mit Friedrich Hecker nach seinem verunglückten Einfall in's Wiesental gehabt hatte. Den zweiten Tag marschirten wir auf der schönen Jurastrasse über den oberen Hauenstein nach Solothurn. Vom Hohenstein genossen wir zum ersten Mal die Aussicht auf die im hellsten Mittagssonnenschein vor uns liegenden Schneekuppen der Berner Alpen, ein imposanter Anblick, der an Grossartigkeit noch gewinnt, wenn man weiss, dass sie in gerader Linie zum mindesten zwölf deutsche Meilen entfernt sind. Es gibt eben meiner Meinung nach nur zwei Dinge auf Erden, die Einem wirklich imponiren können und die mich daher auch immer wieder mit derselben Gewalt packten, so oft ich sie auch zu sehen bekam, die Hochalpen und das Meer. Jeder andere Anblick verliert durch die Wiederholung, Meer und Hochgebirge bleiben sich immer gleich. Unterwegs hatten wir ein jeder für uns selber sorgen müssen, in Solothurn wurden wir wieder auf Kosten der Eidsgenossenschaft verpflegt. Am dritten Tage endlich erreichten wir nach einem sehr beschwerlichen Marsche von guten fünf Meilen in brennendster Sonnenhitze unser Ziel, Bern. War die Aufnahme in Liestal schon eine sympathische gewesen, der Enthusiasmus der Berner vollends kannte keine Grenzen. Tausende waren uns bis zur Papiermühle, einem vor dem durch den Kampf mit den Franzosen im Jare 1798 berümt gewordenen Grauholz gelegenen, sehr beliebten Vergnügungsorte entgegengegangen, wo uns der Berner Turnverein, nachdem uns sein Präsident, in dem ich später einen renommirten Berner Arzt kennen lernte, in feurigen Worten begrüsst hatte, den Willkomm kredenzte, und dann ging es in festlichem Zuge, mit Musik und Fanen an der Spitze, unter dem Hurrahgeschrei der Zuschauer der etwa eine Meile entfernten Stadt zu. Der Einzug fand über die neue Nydeggbücke statt, eins der grossartigsten Bauwerke der Neuzeit, dann bewegte sich der Zug die

Gerechtigkeits-, Kram- und Marktgasse hinauf, wo sich überall ein zahlreiches Publicum unter den für Bern so charakteristischen Arkaden drängte und auch die Fenster mit Zuschauern dicht besetzt waren, zum Aarberger Tore hinaus auf die Schützenmatte, wo ein splendides mit mancher Rede gewürztes Mal eingenommen wurde. Erst in später Abendstunde bezogen wir die auf dem grossen Kornhausboden uns angewiesenen Quartiere. Derselbe, in früheren Zeiten von der Regierung zur Aufspeicherung von Kornvorräten für den Fall einer Teuerung benutzt, ist jetzt als Kaserne für die Milizen eingerichtet, wenn dieselben zu einer Uebung eingezogen werden. Auch die Verpflegung war die sehr reichliche — täglich $\frac{3}{4}$ Pfd. Fleisch und $1\frac{1}{2}$ Pfd. bestes Weizenbrod — der Schweizer Milizen. Ich machte übrigens nur ganz kurze Zeit von der Gastfreundschaft des Bundes Gebrauch, da ich schon nach viermal vierundzwanzig Stunden durch ein wunderbares Zusammentreffen von Umständen mich wieder in Stand gesetzt sah, die gewonte Lehrthätigkeit wieder aufzunehmen. Die Sache trug sich folgendermassen zu.

Ich bin zu allen Zeiten ein grosser Liebhaber von Flussbädern gewesen. Den nächsten Morgen stieg ich daher — die obere Stadt, in der sich auch das grosse Kornhaus befindet, liegt wol hundert Fuss über dem Wasserspiegel der Aar, die hier eine lange schmale Halbinsel bildend, die Stadt von drei Seiten umgibt — zum Fluss hinunter und suchte mir eine passende Stelle zum Baden auf. Nicht lange Zeit darauf gesellte sich ein junger Mann zu mir, dessen Kleidung, eine schwarze Sammetpekesche, unschwer den Studenten in ihm erkennen liess. Ein Wort gab das andere, und so erfuhr ich denn, dass er letzte Ostern die Universität bezogen hatte, um Philologie und Theologie zu studiren, und als ich mich ihm auch als Philologen decouvrierte, riet er mir, seinen früheren Lehrer Pabst, einen Deutschen, aufzusuchen, der schon längere Zeit in Bern ansässig sei und den er mir als einen höchst lebenswürdigen und im Rufe grosser Freisinnigkeit stehenden Mann

schilderte. Pabst — er ist voriges Jar einem langwierigen Unterleibsleiden erlegen, so dass er diese durch Dankbarkeit dictirten Zeilen nicht mehr zu Gesichte bekommen wird, wie ich es gewünscht hätte — hat so tief in mein Leben eingegriffen und war eine durchweg so bedeutende und durch Gaben des Geistes und des Gemütes gleich ausgezeichnete Persönlichkeit, dass ich bei ihm etwas länger verweilen muss.

Als der Sohn des späteren Seminardirectors Pabst in Erfurt im Jare 1809 in Elberfeld geboren, bezog er in dem jugendlichen Alter von siebzen Jaren mit einem Zeugnis der Reife No. I. die Universität Breslau, um sich philologischen Studien zu widmen. Von ungewöhnlicher, seltener Begabung, versenkte er sich hier, frei von allem Schulzwang, in die Tiefen des menschlichen Wissens, um mit eigner Arbeit und Kraftanstrengung die Schätze noch einmal zu heben, die die Denker früherer Epochen zum Gemeingut gemacht haben, und sich in des Wortes verwegenster Bedeutung zu einem ganzen Menschen herauszubilden, denn er verschmähte es auch nicht, als flotter Studio und tätiges Mitglied der dortigen Burschenschaft, der er mehrere Semester als Sprecher vorstand, Alles mitzumachen, was das akademische Leben noch sonst bietet. Es war seine Absicht gewesen, sich als Privatdocent zu habilitiren, aber die unselige Demagogenriechei machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Wegen hochverräterischer Umtriebe verhaftet, wurde er Monate lang in der Hausvoigtei in Berlin von dem Inquisitionsrichter Dambach verruchten Angedenkens moralisch und physisch gequält, um Enthüllungen zu machen über Dinge, von denen seine Seele nichts wusste, und schliesslich zu langwieriger Festungshaft verurteilt und nach Colbergermünde abgeführt. Hier in der Gefangenschaft legte er den Keim zu dem Unterleibsleiden, dem er voriges Jar erliegen sollte. Die Tronbesteigung Friedrich Wilhelms des Vierten gab ihm die Freiheit wieder, und nachdem er sich mit einer Dame aus der französischen Schweiz verheiratet, mit der er sich schon auf der Universität verlobt hatte, begab er sich in die Schweiz, um zunächst die Leitung des Progymna-

siums in Biel zu übernehmen, von wo er im Jare 1845 als Professor an das höhere Gymnasium nach Bern versetzt wurde, dessen ständiger Rector er die letzten Jare gewesen ist, seit 1856 zu gleicher Zeit auch als professor extraordinarius für deutsche Literatur an der Universität tätig. Bei Gelegenheit der Jubelfeier der Universität Breslau verlieh ihm die dortige philosophische Facultät die Doctorwürde honoris causa.

Pabst hat eine grössere Zal sehr wertvoller Abhandlungen geschrieben „über den Organismus des Unterrichts in der Muttersprache auf deutschen Gymnasien“, „über die Charakteristik historischer und poetischer Personen“ u. A. Bedeutenderes aber leistete er als Lehrer und durch seine Vorlesungen namentlich über deutsche Literatur und Aesthetik sowol an der Universität als auch regelmässig in den Wintermonaten vor einem gemischten Publicum, zu denen sich Alles drängte, was in Bern einigermaßen auf Bildung Anspruch machen wollte. Ein Cyclus akademischer Vorlesungen ist auch unter dem Titel „Die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne“ im Jare 1870 im Verlage der Hallerschen Buchhandlung in Bern erschienen und hat in den Fachjournalen und auch sonst durchweg die ehrendste Anerkennung gefunden. Eine nicht geringere Leistung ist ein Freundschaftsdenkmal „Theodor Müller's Jugendleben in Mecklenburg und Jena. Ein kulturgeschichtliches Lebensbild aus der Zeit der deutschen Knechtung und Befreiung mit besonderer Rücksicht auf das Jenaische Studentenleben bis zum Jare 1815, Aarau bei Sauerländer 1861“, dem Andenken seines Freundes Müller, einer ihm gleichartigen Natur, gewidmet, auf den ich auch noch zu sprechen kommen werde, ein Meisterstück auf dem Gebiete der biographischen Literatur. Was aber dem Buche noch einen ganz besonderen Wert verleiht, das ist der welt-historische Hintergrund, auf dem sich die Figur des Helden zwar scharf abzeichnet, ohne den aber seine Entwicklung als Mensch nicht recht begriffen und verstanden werden kann. Und hier sind Faden und Einschlag, Lebensgeschichte und Welthistorie so kunstvoll in einander gewoben, dass man nicht Anstand zu

nemen braucht, es zu dem besten zu rechnen, was die letzten Decennien in diesem Genre hervorgebracht haben.

Aber höher noch als der Gelehrte und Schriftsteller steht Pabst der Mensch, der es verstand, durch seinen gemütvollen Charakter die Herzen Aller an sich zu ketten, die das Glück hatten, ihm näher zu treten und sich zugleich mit ihrer Achtung auch ihre innigste Anhänglichkeit zu erwerben. Pabst war ein echter Typus deutschen Wesens im weitesten Sinne des Wortes; mit dem scharfen und feinen Geiste, dem Verstande und Witz des Norddeutschen und mit der Gemütlichkeit des Süddeutschen verband er echt schweizerische Gesinnungstüchtigkeit und praktischen Sinn. Und dabei war er der hingebendste, liebevollste Freund, und stand als solcher Allen, die er einmal als brave und aufrichtige Menschen liebgewonnen oder durch ihr Streben nach einem hohen und edlen Ziele schätzen gelernt hatte, fest und unerschütterlich mit Rat und Tat zur Seite und teilte gleich herzlich Leid wie Lust mit ihnen. Aber umgekehrt war er auch wieder ein strenger und hartnäckiger Eiferer, wo er hohle Phraseologie, Heuchelei oder Kriecherei antraf; wo er dagegen irgend guten Willen sah, da liess er gegen fremde Schwächen im Privatleben wie in seiner amtlichen Stellung alle Nachsicht und Milde walten, welche die Rücksicht auf die Sache zuliess.

So trat mir Pabst entgegen, als ich ihn am folgenden Tage in seiner mir ewig unvergesslichen Behausung vor dem Aarberger Thor, halb in einem Garten, halb an der grossen Landstrasse gelegen, aufsuchte. Nach einer mehrstündigen Unterhaltung, bei der er mir auch in philologicis stark auf den Zahn fühlte, übrigens auch nach seiner Gewonheit ein Glas des besten waadtländischen Weines nicht felte, an dem sein Keller nie Mangel hatte, und an der sich von Zeit zu Zeit auch seine lebenswürdige, hochgebildete Gattin mit ihrem für mein daran nicht gewöntes Ohr etwas fremdartig klingenden Deutsch — sie war die Tochter eines Arztes in Romont in dem französischen Kanton Freiburg — teilnam, ihm, wenn er mit sich zu Rate zu

gehen schien, durch Blick und Gebärde zustimmend, stand es fest, dass ich bis auf Weiteres als Gast und Hausgenosse bei ihnen bleiben sollte, und dass er die nötigen Schritte tun wollte, um mich wenigstens provisorisch an dem höheren Gymnasium, dessen zeitiger Rector er gerade war, als Lehrer unterzubringen. Und es gelang ihm dies auch in der Tat noch im Laufe der Woche, so dass ich schon am Montag darauf meine Lehrtätigkeit nach einer etwa siebenmonatlichen Unterbrechung wieder aufnehmen konnte. Wer einmal längere Zeit durch die Verhältnisse aus einer ihm liebgewordenen Berufstätigkeit gerissen gewesen ist, der wird sich denken können, mit welchen Gefühlen ich ihm in die Klasse folgte.

Um aber begreifen zu können, wie so Etwas überhaupt möglich war — in Preussen wäre es doch rein undenkbar, denn was ich an Zeugnissen und sonstigen Papieren zu meiner Legitimation besass, konnte mir erst nachträglich zugeschickt werden — darf man die damaligen Verhältnisse im Kanton Bern nicht ausser Acht lassen.

Die Verfassung vom Jare 1831 hatte, obwol sie ein bedeutender Fortschritt gegen die unter dem Einfluss des Wiener Congresses zu Stande gekommene aristokratische Verfassung vom Jare 1815 war — sie garantirte ja der Gesammtheit des Volkes die Oberherrlichkeit, jedem Bürger gleiche Rechte und Pflichten, dem Privateigentum Schutz gegen obrigkeitlichen Machtanspruch, Pressfreiheit u. s. w., und trug strengerer Scheidung und Unvermischbarkeit der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt, sowie kürzeren Amtsdauern billige Rechnung —, dem Volke bei seiner zunehmenden politischen Bildung auf die Dauer nicht genügen können. Namentlich hatte die schwankende, unenergische Haltung der Regierung als Vorort der Eidsgenossenschaft in der Jesuitenfrage überall im Lande viel böses Blut gemacht, da sie Schuld daran war, dass die Bevölkerung sich durch die beiden so unglücklich abgelaufenen Freischarenzüge 1844 und 1845 selber hatte Recht verschaffen wollen. Das Verlangen nach einer neuen volkstümlichen Gestaltung des

States wurde daher immer lauter. Lange und hartnäckig dauerte der Streit der Parteien in öffentlichen Schriften, wie im Ratsaal und in den Versammlungen der zahlreichen politischen Vereine. Als die Regierung endlich erkannte, dass eine Verfassungsrevision unausweichlich geworden, wollte sie dieselbe durch den sogenannten grossen Rat, die gesetzgebende Behörde im Lande, in der sämtliche Mitglieder der Regierung Sitz und Stimme und daher grossen Einfluss hatten, vornemen lassen; die Opposition dagegen, die radicale Partei, deren Führer der Freischaren-general Ochsenbein von Nydau war, forderte einen eigens dazu gewählten Verfassungsrat, und das Volk entschied sich in der Abstimmung am 1. Februar 1846 für das Letztere. Das neue Statsgrundgesetz, das Werk der radicalen Partei und vom Volke mit Mehrheit am 13. Juli angenommen, organisirte den Stat als eine Repräsentativ-Demokratie. Das Volk wälte direct in den Urversammlungen seine Vertreter in dem grossen Rat, dem gesetzgebenden Körper, sowie die Richter und die Bezirks- und Gemeindeverwaltung, der grosse Rat dagegen die Regierung, deren Mitglieder im grossen Rate aber nur beratende Stimme hatten; die Verhandlungen aller Behörden, auch der Regierung, sollten öffentlich sein; die Amtsdauer sämtlicher Behörden im Lande wurde auf vier Jare festgesetzt. Selbstverständlich gingen aus der Walurne fast überall mit grosser Majorität die Namen der Vertreter der radicalen Demokratie hervor. Einen nicht geringen Anteil an diesen Ereignissen hatte ein Deutscher, der Professor der Rechte an der Universität zu Bern, Dr. Snell aus Nassau, in dem ein grosser Teil der Führer der radicalen Partei ihren Lehrer verehrte, und dem auch einzelne, wie die Fürsprech — so heissen in der Schweiz die Rechtsanwälte — Stämpfli, Präsident der neuen Regierung und später Bundespräsident, und Niggeler, wiederholt Präsident des grossen Rates und später auch in den eidgenössischen Räten von grossem Einfluss, verwandtschaftlich näher getreten waren. Mit dem Departement des öffentlichen Unterrichts in der neuen Regierung war ein Fürsprech Namens Imobersteg betraut worden, bei dem

es natürlich von Seiten Pabst's, der bei den Fürern der radicalen Partei in hoher Achtung stand, nur eines empfehlenden Wortes für mich bedurfte, um ihn sofort auf den Plan, mich am Gymnasium zu beschäftigen, bereitwilligst eingehen zu sehen. Allen denen, die die Befürchtung hegen, es möchte den Untergang des States herbeiführen, wenn man das Privilegium der Gymnasien, seine Schüler zum Rechtsstudium zu entlassen, auch auf die Realschulen übertragen wollte, wird es vielleicht zur Beruhigung dienen, zu erfahren, dass alle diese Männer, die sich nicht nur als Rechtskundige, sondern auch als Statsmänner und weit über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes bekannt gemacht haben, fast sämtlich keine Gymnasialbildung aufzuweisen hatten. Dafür brachten sie aber Etwas mit auf die Hochschule, was die preussischen Gymnasialabiturienten, wie man hört, nicht immer mitbringen, nemlich gesunden Menschenverstand, praktischen Blick und einen eisernen Fleiss, der vor keiner Anstrengung zurückscheut, sowie das Bewusstsein, dass es nur von ihnen und ihren Leistungen abhängt, die höchsten Stufen im Dienste ihrer Mitbürger zu erklimmen. Dass diese Männer nun auch wieder auf der Tagsatzung ihre Stimme für die Ausjagung der Jesuiten und für die Aufhebung des Sonderbundes der sieben ultramontanen Kantone erhoben und dann auch wieder während des Krieges in den Reihen der eidgenössischen Truppen mit Degen oder Stutzer für die Denk- und Gewissensfreiheit mit einstanden und die Sonderbundskantone zum Gehorsam gegen das Gesetz zwangen und dann wieder im Jare 1848 mitwirkten, der Schweiz ihre jetzige Verfassung zu geben, unter der dieselbe sich vom Statenbunde zum festgegliederten Bundesstate herausbilden und, während sie vorher der Spielball der europäischen Diplomatie gewesen war, die ihr gebührende Stellung einnehmen und sich bei allen Mächten die grösste Achtung verschaffen sollte, soll hier nur angedeutet werden.

Ich wurde mit dem griechischen Unterricht, sieben Stunden wöchentlich, in der dritten Klasse des höheren Gymnasiums betraut, in Stellvertretung des Professor Studer, der — er war,

wie die meisten Lehrer des höheren Gymnasiums, zu gleicher Zeit Professor an der Universität — sich auf den hebräischen Unterricht beschränken wollte, was, da die Gehälter an der Anstalt nach der Stundenzahl bemessen wurden, weiter keine Schwierigkeiten machte. Für die Lectüre waren nebst der Odyssee die Abschnitte aus Xenophons Hellenica, Isocrates und Herodot in Jacobs Attica bestimmt, in der Grammatik war die Tempuslehre und die Elemente der Moduslehre nebst den zugehörigen Partikeln zu absolviren. Die Lehrer am höheren Gymnasium wählten sich damals alljährlich, wie es in Deutschland an den Universitäten üblich ist, ihren Rector selber, und für das Schuljahr 1849—50 bekleidete Pabst das Amt, welches ihm übrigens im Jare 1856, nach einer Reorganisation der Anstalt, welche dieselbe in engeren Zusammenhang mit dem gleich noch näher zu besprechenden Progymnasium brachte, stehend übertragen wurde.

Das höhere Gymnasium umfasste drei Klassen mit je einjährigem Cursus, die im Wesentlichen der Ober- und Unter-Prima und Ober-Secunda eines preussischen Gymnasiums entsprechen. Sie zählten damals elf, neun und dreizehn Schüler, der Unterricht war also sehr leicht, der Lehrer seufzte nicht unter einer Last von Correcturen, und es wurde daher auch recht Erfreuliches geleistet. Die Anstalt rekrutirte sich aus den Progymnasien, deren es damals, bin ich recht, fünf im Lande, ausser Bern noch in Thun, Burgdorf, Biel und Neuenstadt gab; für den katholischen Landesteil, der zu gleicher Zeit französisch ist, existirte eine besondere Anstalt zu Pruntrut, ein höheres Gymnasium und ein Progymnasium umfassend. Die Progymnasien mit einer Studiendauer von sechs Jaren umfassten nach unserer Ausdrucksweise die Klassen Sexta bis Unter-Secunda, jedoch nam das Griechische erst im vierten Jare seinen Anfang.

Den Schülern des höheren Gymnasiums gewährte die Schulordnung ungleich mehr Freiheiten, als dies in Preussen üblich ist. So war es ihnen nicht nur gestattet, sich in die studentischen Verbindungen aufnehmen zu lassen, sondern sie erschienen

auch mit den Abzeichen derselben in der Schule. Die Sache war aber nicht so schlimm, wie es auf den ersten Blick aussieht. Dem Schweizer kommt es nemlich nicht sowol darauf an, blos ein Examen notwendig zu bestehen, um die daran geknüpften Berechtigungen auszubeuten, sondern er will wirklich lernen und Kenntnisse sammeln, weil er weiss, dass er sich so zu Allem befähigt, was die Republik bietet; und ausserdem machte die Verfassung von 1846 die Ausübung der politischen Rechte blos von dem zurückgelegten 18., nicht wie bei uns dem 25. Lebensjar abhängig, die Schweizer Gymnasiasten sind aber durchschnittlich älter als unsere, so dass sich die Schüler des höheren Gymnasiums schon in der Mehrzal an allen politischen Akten beteiligen konnten, das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler muss aber naturgemäss ein anderes sein, wenn sie sich von Zeit zu Zeit auch an der Walurne begegnen, um nebeneinander ihre statsbürgerlichen Rechte auszuüben. Mir ist daher selbst in der dritten Klasse nicht ein einziger Fall von Unfleiss, Gleichgiltigkeit oder Unaufmerksamkeit vorgekommen, wie oft aber haben wir preussische Lehrer nicht über dergleichen sogar noch in Prima zu klagen! und ich werde immer nur mit Vergnügen an die dritte Klasse des höheren Gymnasiums in Bern zurückdenken, wo ich zu gleicher Zeit von meinem Sitze auf dem Katheder aus — das Gymnasialgebäude ist an dem südlichen Abhange der hoch über der Aare gelegenen Halbinsel, auf welcher die Stadt Bern liegt, erbaut — immer wieder aufs Neue die ganze Schneekette der Berner Alpen von der Blümlisalp bis zum Eiger bewunderte. Die Schüler schienen förmlich eine Ehre darein zu setzen, den schönen Walspruch, der in goldenen Buchstaben über dem Hauptportal der Anstalt prangt, und den ein Gottfried Hermann nicht besser hätte wählen können, zu bewarheiten und zu betätigen: μηδὲς εἰσὶτω βεβλημένος.

Neben dem Gymnasium bestand noch eine, hier Industrieschule genannte Reallehranstalt mit acht Jareskursen und Klassen, die sich in den drei letzten Studienjaren in eine mercan-

tile und eine technische Abteilung mit theils gemeinsamem, theils getrenntem Unterricht schieden, und ausserdem gab es noch eine städtische Realschule derselben Einrichtung. Und dabei zählte die Stadt im Jahre 1849 nur wenig über 27,000, der ganze Kanton noch nicht 450,000 Einwohner.

Neu und interessant war mir die militärische Organisation der Schüler, und zwar gab es nicht nur Infanterie und Jäger, sondern auch eine vierpfündige Batterie von vier Geschützen. Da die Schüler das Recht hatten beim Austritt aus der Schule als Offiziersaspiranten in die Miliz einzutreten, so wurde auf ihre Instruction die grösste Sorgfalt verwandt, und die hochgestellten Offiziere in der eidsgenössischen Armee halten es nicht unter ihrer Würde diesen Schülercorps als Instructoren zu dienen. Ich wonte später einmal einem viertägigen Divisionsmanöver bei, an dem sich ausser dem Berner Corps noch sämtliche Progymnasien, sowie mehrere Secundanerschulen im Kanton und die Stadtschule zu Murten, Kanton Freiburg, im ganzen etwa 1150 Mann beteiligten, und das in der exakten Ausführung der Bewegungen nichts zu wünschen übrig liess.

Durch Pabst wurde ich natürlich auch in die Lehrerkreise eingeführt. Aber neben einer so bedeutenden Persönlichkeit wie Pabst, verblassten sie sämmtlich etwas, ich neme nicht einmal Zeller von Tübingen davon aus, der damals in Bern einen theologischen Lehrstuhl einnahm, sie waren eben wie man zu sagen pflegt, ganz gute Menschen, aber ziemlich schlechte Musikanten. Nur Einer, der schon genannte Dr. Müller, zugleich der intimste Freund von Pabst, machte eine Ausnahme. Müller war, wie Pabst selber in einem ihm bei Gelegenheit der Enthüllung eines ihm von seinen Freunden ein Jahr nach seinem Tode in Hofwyl 1858 gesetzten Denkmals gewidmeten Nachruf von ihm sagt, ein durchaus origineller und ganzer Charakter, scharf und rein ausgeprägt bei aller Mannigfaltigkeit und bei dem Widerspruche seiner einzelnen Züge, innig mit sich eins und fest in sich zusammengeschlossen, kurz einer von den Menschen, wie sie gerade in unserer Zeit immer seltener zu wer-

den scheinen. Bei einer ausserordentlichen natürlichen Reizbarkeit, welche sich in seinen jüngeren Jaren nicht selten bis zum Jähzorn gesteigert haben sollte, war er im Grunde die sanfteste und liebevollste Seele von der Welt und sogleich bereit angetanes Unrecht offen anzuerkennen und durch die That wieder gut zu machen. Ein Hauptzug in seinem Wesen aber und der wol am meisten hervorspringende war der jugendliche Sinn, durch welchen er noch als Greis unter jüngeren Männern und Jünglingen hervorleuchtete, die lebenswürdige Heiterkeit, der er sich nach getaner Arbeit namentlich bei gesellschaftlichen Zerstreuungen hinzugeben pflegte, harmlos und unbekümmert um spliterrichterliche Nachreden, denen er denn freilich nicht entgangen ist; aber wer ihn näher kannte, wer irgend Wesen und Aeusserungsweise zu unterscheiden vermochte und ihn unbefangen beurteilte, der musste einsehen, dass alle Genüsse nur insoweit für ihn Reiz hatten, als sie von Geist und Gemüt durchdrungen waren, dass er die rohe Herrschaft verselbständigter, entgeisteter Sinnlichkeit in tiefster Seele verabscheute, dass er sich zeitweise weiter gehen lassen konnte, als Andere, weil er mehr als sie die sittliche Kraft besass, sich selbst Halt zu gebieten und sich vom Genusse und mitten im Genusse zu dem ernstesten und edelsten Streben zusammenzuraffen. Und diese sittliche Kraft war, je länger je entschiedener, durchdrungen von warer lebendiger Religiosität, die er freilich nicht in Worten kund gab, wie er denn gerade in dieser Hinsicht alle Ostentation und Heuchelei als die sträflichste Entweihung des Heiligsten am tiefsten hasste, sondern im innigsten Gefül und in tatkräftiger Gesinnung. Am liebsten verehrte er den Gott, zu dem er betete, auf seinen einsamen Spaziergängen in der freien Natur.

Im Jare 1788 als der Sohn eines armen Mannes, der zuerst als Schulhalter und später als Copist in der Kanzlei des Landes-Consistoriums mühselig seinen Lebensunterhalt verdienen musste, zu Alt-Strelitz in Mecklenburg geboren, besuchte er zunächst eine sogenannte Klippschule. Schon hier machte

er sich durch seine schönen Anlagen bemerklich, was den Vater bewog, den Sohn trotz seiner Mittellosigkeit studiren lassen zu wollen, und so schickte er ihn 1802 auf das Gymnasium Carolinum, das derselbe, von seinen Lehrern um seiner Selbständigkeit willen geschützt, bis 1808 besuchte. Jetzt wäre Müller in weit höherem Grade als alle seine Mitschüler reif gewesen für das freiere Universitätsstudium, aber der arme Vater konnte die nötigen Mittel nicht auftreiben und so musste Müller zufrieden sein, in dem Hause des Statsministers Oertzen ein Unterkommen zu finden. Die dort gemachten Ersparnisse, sowie ein kleines Stipendium des Herzogs ermöglichten es ihm endlich im Jare 1810 die Universität Jena zu beziehen, wo er aufs Eifrigste in seiner selbständigen Weise Theologie und Philologie studirte, daneben aber auch als Mitglied der Landsmannschaft Vandalia wacker zechte. Im Jare 1813 kehrte er in die Heimat zurück und nachdem er das theologische Examen „ausgezeichnet rümlich“ bestanden, wurde er wiederum Hauslehrer bei einem Bruder seines früheren Prinzipals, wo er drittehalb Jare blieb, als ihn E. v. Fellenberg an seine Anstalt nach Hofwyl berief. Nachdem er hier dreiunddreissig Jare mit kurzen Unterbrechungen theils durch öffentliche Lehrtätigkeit (1822 am Pädagogium in Basel, 1838 an der Stadtschule in Murten), theils durch Fortsetzung seiner Studien (1819 in Heidelberg, 1831 in Paris, 1851! in Tübingen) bis zur gänzlichen Auflösung des Fellenberg'schen Instituts in ausgezeichnetster Weise gewirkt, widmete er seine bis zur Todesstunde ungeschwächten Geisteskräfte dem Kanton Bern, indem er zu wiederholten Malen den lateinischen und griechischen Unterricht an den oberen und mittleren Klassen der Kantonsschule übernahm, sich mit jugendlichem Feuereifer als bereits 68jähriger Greis bei der Reorganisation des kantonalen Schulwesens im Jare 1856 betheilte und unverdrossen dem Rufe der obersten Erziehungsbehörde (im Herbste desselben Jares) folgte, das Amt eines Inspectors der Secundarschulen und Progymnasien des Kantons Bern zu verwalten. Aber der alternde Körper war den ausser-

ordentlichen Beschwerden und Anstrengungen nicht mehr gewachsen; in Folge der vielen Inspectionsreisen, welche er während des nächsten Winters mit gewonter Gewissenhaftigkeit und Uermüdlichkeit unternam, brach im Beginn des Frñjars 1857 ein rheumatisches Leiden hervor und als die damit verbundenen Schmerzen nachgelassen hatten, wurde er am rechten Fuss vom Altersbrand ergriffen, welcher nach mehreren Wochen seinem Leben ein Ende machte. Müller ist mitten in der Ausübung seines Berufes gestorben; sein grösster Schmerz war in den letzten Lebenstagen die Unterbrechung desselben und noch Angesichts des Todes hielt er von seinem Bette aus Beratungen über Schulangelegenheiten mit Behörden und Amtsgenossen.

Müller hatte eine eigentümliche Scheu, mit den Productionen seines Geistes vor die Oeffentlichkeit zu treten; so kam es denn, das er, obwol er sehr viel schriftstellerte, nur eine sehr geschätzte „deutsche Sprachlehre zunächst für Berner Volksschulen. Verlag von Dalp, Bern, Chur und Leipzig 1858“ und zwar anonym durch den Druck veröffentlichte. Auch Pabst theilte diese Scheu und weil er nur das Beste für gut hielt veröffentlicht zu werden, so überarbeitete er seine zahlreichen Manuscripte immer wieder und wieder. Es wäre im Interesse der Wissenschaft zu wünschen, dass eine berufene Hand daran ginge, seinen literarischen Nachlass herauszugeben.

Solchen Männern, wie Pabst und Müller, auf seinem Lebenswege zu begegnen, ist sicher ein hohes Glück, und von ihnen ihres näheren Umganges gewürdigt worden zu sein und in ihnen seine Meister zu erblicken, kann nur Jedem zur Ehre gereichen, ich habe mich deshalb immer gern als ihren Lehrgesellen betrachtet und wollte daher auch mit Bern meine Gesellenzeit ihren Anfang nemen lassen, aber auch mit darum, weil ich mich die nächsten zwölf Jahre nicht an die Scholle fesseln liess, sondern wie ein echter Wandergesell der alten Zeit umherzog und hier und dort lernend arbeitete und arbeitend lernte.

Neben diesem Schulmeisterzirkel, der sich beim Schoppen

Bier oder beim Glase Wein³ im Hopfenkranz, in der Enge, in der Papiermühle, in Bremgarten, Reichenbach oder Neubrück — allen Besuchern Berns wolbekannte Orte — versammelte und in dem ich mich so wol fülte, existirte noch ein zweiter Kreis von Männern, mir nicht weniger lieb und wert, der in der Michelei zusammenkam, so genannt nicht nur weil der Besitzer des Lokals Michel hiess, sondern weil es eben auch das Hauptquartier der deutschen Flüchtlinge war, denen die Berner Spiessbürger den Spitznamen Michel beizulegen für gut fanden. Es hatten sich nemlich ausser denjenigen, die auf dem Kornhausboden einquartirt worden waren und auf Kosten der Eidsgenossenschaft verpflegt wurden, auch solche ziemlich zahlreich in Bern eingefunden, die aus eignen Mitteln ihren Unterhalt bestritten oder wenigstens auf Unterstützung von Seiten der Schweiz keinen Anspruch machten und von den andern mit Glücksgütern oder wolhabenden Freunden in der Heimat weniger gesegneten spöttischer Weise die „Parlamentarier“ genannt wurden. Ich nenne nur die bekannteren, den Reichsregenten Karl Vogt, Löwe-Calbe den letzten Präsidenten des Frankfurter Parlaments, Ludwig Simon von Trier, Reinstein aus Naumburg, Meier aus Esslingen, Wiesner und Kudlich aus Wien, Sachs aus Mannheim, Moritz Hartmann, Rösler von Oels den Reichscanarienvogel u. s. w., die zum Theil auch ihre Frauen bei sich hatten. Mancher von ihnen ruht auch schon unter dem grünen Rasen oder ist verschollen im fernen America, immerhin aber bieten die Namen Garantie, dass es auch in diesem Kreise an geistiger Anregung nicht felte und dass die Geister oft hart auf einander platzten. Es liefen auch einige komische Figuren mit unter, so erinnere ich mich namentlich eines kleinen Lieutenants von einem westphälischen Regiment, den wir den Flüchtling aus Neigung nannten, weil Niemand von uns recht wusste, was ihn eigentlich nach Bern geführt, und eines Malers aus Hanau, der mit gewaltigem Schnurr- und Knebelbart und in grossen Wasserstiefeln entsetzlich bramabasierte, dem aber die böse Fama nachsagte, dass er sich in Baden nicht gerade als ein

grosser Held bewiesen, sonst befasste er sich auch damit, uns für ein Billiges abzukonterfeien, Nur sehr sporadisch zeigte sich Johann Jacoby, für den es vollends kein Halten in Bern mehr gab, als ihm durch seinen Hochverratsprozess die Gelegenheit geboten wurde, wiederum einmal öffentlich Protest einzulegen für die Rechte des Volkes gegen den Gewaltstreich der Regierung.

Als einen für Pabst höchst charakteristischen Zug habe ich noch hervorzuheben, dass er sich zu dieser — wenn ich mich so ausdrücken darf — Aristokratie in der Flüchtlingschaft nicht hingezogen fülte, vielmehr ihre Kreise geflissentlich mied; um so grössere Sympathie hatte er dagegen für die Flüchtlinge auf dem Kornhausboden und versammelte diejenigen, mit denen er durch mich bekannt geworden war, nicht selten um seinen gastlichen Tisch, namentlich als er, selber in hohem Grade musikalisch, einige Sänger unter ihnen entdeckt hatte. Ein Lied besonders liess er sich gern vorsingen, das als Signatur der damaligen Zeit, wenn auch ohne poetischen Wert, hier immerhin eine Stelle finden mag:

Wie glühen die riesigen Firnen dort
In der Sonne goldenem Stral!
Wie lächelt so freundlich der grüne See
Dort unten im lieblichen Tal!
Laut schallet zu des Sennen Lied
Der Heerden Glockengetön
Und Alles, Alles ruft mir zu:
O Schweiz, wie bist du so schön!

Es wäre jetzt Alles doppelt schön,
Wär's Vaterland ausser Gefar,
Doch's Vaterland drücken und knechten zu sehn
Und wir eine flüchtige Schar!
Wir stehen hier und schauen hinaus
Mit Sensucht über die Höhn
Und rufen still in Wemut aus:
O Schweiz, wie bist du so schön!

Auch dir, auch dir, o Schweizerland,
Droht Knechtschaft, Tyrannie,

Und nimmst du nicht mutig das Schwert zur Hand,
Verfällst du der Despotie.
Nur Volkseintracht, sie macht uns frei
Und endet der Fürsten Gehön,
O Schweiz, o Schweiz, ergreife Partei,
Dann bleibst du frei und schön!

Doch ach, du hörst auf der Fürsten Droh'n,
Auch du, du kennst kein Asyl,
Von deinen lieblichen Bergen schon
Treibt's fort uns und fort ohne Ziel.
Leb' wohl, wir ziehen getrost hinaus,
Wir scheiden auf Nimmerseh'n,
Im fernen Lande rufen wir aus:
O Schweiz, wie bist du so schön!

Es war nemlich das Gerücht verbreitet, dass wer bis zum Jaresschluss nicht ein selbständiges Unterkommen gefunden hätte, nach America geschickt werden sollte. Auch ein zweites, voller Selbstironie, hatte seinen Beifall, dessen erste Strophe, wenn mich mein Gedächtniss nicht trügt, so lautete:

Der deutsche Michel ist erwacht,
Es war zur Zeit der Fastennacht,
Er ist erwacht
Und hat gedacht:
Sollt's nicht zu früh noch sein?

O Michelchen, o Michelchen, schlaf nur nicht wieder ein!

So verstrich unmerklich der Sommer 1849, aber meine sieben Stunden Griechisch in der Woche, obwol ich auch noch einigen Privatunterricht erteilte und von Zeit zu Zeit auch wol ein Bericht zur Veröffentlichung in die Heimat wanderte, wollten mir doch auf die Dauer nicht genügen, und so entschloss ich mich vom 1. October ab eine Lehrerstelle an einem Privatinstitute in Gross-Wabern anzunehmen, was ich glaubte um so eher tun zu können, als Wabern nur eine kleine Stunde von Bern entfernt ist, mir mithin so die Gelegenheit gelassen blieb, nach wie vor die mir lieb gewordenen Kreise in Bern aufzusuchen, was denn auch in der Tat mit grösster Gewissenhaftigkeit und auf das Regelmässigste ins Werk gesetzt wurde.

4. Gross-Wabern bei Bern.

(1849—1850).

Das Erziehungsinstitut Gladbach. Politischer Umschwung im Kanton Bern. Die schweizer Bundesverfassung vom Jare 1848. Eine Lehrerprüfung in Freiburg. Aufenthalt in Genf.

Das Erziehungsinstitut in Wabern, in reizender Gegend am Fusse des über 2000' hohen Gurtenberges gelegen, war schon vor längerer Zeit nach dem Muster der Fellenbergschen Anstalten in Hofwyl von Dr. Bouterweck, nachher Director des Gymnasiums in Elberfeld, begründet worden und befand sich damals im Besitze eines intimen Freundes von Pabst Namens Gladbach aus Hessen-Darmstadt, der es in Gemeinschaft mit einem Herrn Soldan, seinem Landsmann, leitete. Beide waren Ehrenmänner im weitesten Sinne des Wortes. Gladbach, der Sohn eines hochgestellten Beamten, hatte sich anfänglich dem Studium der Jurisprudenz gewidmet, war aber als Burschenschafter und wegen Teilname an dem Hambacher Fest 1832 noch vor Vollendung seiner Studien zu langwieriger Gefängnishaft verurteilt worden, bei welcher Gelegenheit er auch die persönliche Bekanntschaft des berüchtigten Georgi, des intellectuellen Urheber des an dem braven Weidig verübten Kerkermordes, machte, und später, ich weiss nicht mehr ob auf Grund einer Amnestie oder nach gänzlicher Verbüssung seiner Strafe, in die Schweiz gekommen, wo er sich, da hier mit der gelehrten deutschen Juristerei absolut nichts anzufangen ist, auf die Schulmeisterei verlegte. Gladbach besass auf dem Gebiete der Historie und namentlich der Geographie sehr umfassende, nicht gewöhnliche Kenntnisse, hatte auch recht gesunde pädagogische Grundsätze, eben so wenig felte es ihm an der nötigen Energie, aber er war unpraktisch, kein Geschäftsmann und so wollte sein Institut nicht recht floriren, er gab es daher einige Jare später wieder auf und nam eine Professur an der Kantonschule in Aarau für seine Lieblingsfächer an, die er, soviel ich weiss, noch heute bekleidet. Soldan hatte Theologie studirt,

da er aber bei der freieren Richtung, der er huldigte, in seiner Heimat auf keine Anstellung rechnen durfte, so hatte auch er sich in der Schweiz angesiedelt und war jetzt zum Dirigenten der höheren Töcherschule in Thun berufen worden; seine Unterrichtsstunden, die namentlich in Griechisch und Latein bestanden, übernahm ich.

Das Institut war nicht gross, es zählte wenig über dreissig Zöglinge, aber es befanden sich darunter Engländer und Franzosen, die zum Teil des Deutschen noch nicht mächtig waren, und so mussten wir uns denn beim Unterrichten teilweise dieser Sprachen bedienen. Bei den geringen Kenntnissen, die ich darin von dem Joachimstalschen Gymnasium, wo Englisch wenigstens — aber wie! — gelehrt wurde, mit auf die Universität gebracht hatte, wäre das keine leichte Aufgabe gewesen, aber Pabst's Gattin hatte sich auch in dieser Beziehung meiner während meines Aufenthaltes in ihrem gastlichen Hause, ich möchte fast sagen, mütterlich angenommen, und ich hatte mit ihr den ganzen Kinderfreund, in dem ihre Töchter deutsch lesen lernten, mündlich und schriftlich in's Französische übersetzt — die Hefte liegen vor mir und ich kann sie nicht ohne Rührung betrachten — und so machte sich denn die Sache bei redlich gutem Willen und sorgfältiger Vorbereitung täglich besser. An deutschen Knaben hatten wir nur die beiden Söhne des armen Robert Blum in der Anstalt, für die ein Comité aus der im Jare 1848 für die Familie veranstalteten Sammlung die Pension zahlte, sie fielen unter ihren Mitschülern durch besondere Begabung nicht auf. Der eine lebt jetzt als Advocat in Leipzig und hat sich als nationalliberales Mitglied des Reichstages des norddeutschen Bundes bekannt gemacht; ob sein Vater wol sein Auftreten gebilligt haben würde? Bei seinen damaligen Lehrern hätte er sicherlich nicht damit auf Billigung zu rechnen gehabt. Auch die Mutter der Knaben wonte mit noch einer Tochter in Wabern. Es war eine etwas affectirte Dame und tat immer so, als glaube sie gar nicht an Blum's Tod, sondern als gäbe sie sich immer

noch der Hoffnung hin, ihn eines Tages plötzlich wieder erscheinen zu sehen.

Ausser mir wonten noch vier Lehrer im Institut, ein biederer Theologe aus Schwabenland, Horrер, der, selber gesangsreich, zugleich den Gesangunterricht gab und später Lehrer an dem Progymnasium in Thun wurde; ein alter Jenenser Burschenschafter aus den zwanziger Jaren, Steinmetz, der sich aber der Verfolgung durch die Flucht nach Frankreich entzogen hatte und es dort schliesslich bis zu einer Anstellung als Professor am collège in Troyes gebracht hatte, aber auf die erste Kunde von der Erhebung Deutschlands im Jare 1848 in die Heimat geeilt war und darüber, da er seinen Urlaub überschritten, seine Stelle verloren hatte; der Bruder des italienischen Grammatikers Imandt, ein Rheinländer, der bis 1848 in Greifswald mathematischen Studien obgelegen hatte; und ein schweizer Elementarlehrer, eine brave Haut, aber etwas *deus minorum gentium*.

Um uns unsere Stellungen so angenehm wie möglich zu machen, übernahm der gute Gladbach in der Regel die Beaufsichtigung der Zöglinge in den Abendstunden selber in Gemeinschaft mit dem schweizer Collegen, der auch allein mit ihm in dem grossen Dortoir der Zöglinge schlief, wir hatten also immer Zeit, nach vollbrachtem Tagewerk in die Stadt zu pilgern, was wir denn auch redlich taten, denn es herrschte den Winter 1849 auf 50 in Bern ein sehr bewegtes politisches Leben. Die Widersacher der neuen Ordnung der Dinge, die sogenannten „Schwarzen“, waren nemlich noch ziemlich zahlreich im Lande und machten, von der orthodoxen Geistlichkeit kräftigst unterstützt, von den verfassungsmässigen Mitteln, der freien Presse und dem Versammlungsrecht, den umfassendsten Gebrauch, durch Wort und Schrift die Bevölkerung gegen die radicale Regierung aufzuhetzen und zu erbittern, namentlich als Stämpfli, der das Departement der Finanzen übernommen hatte, anfang in einer langen Reihe von Artikeln in der Berner Zeitung, seinem Organe, urkundlich nachzuweisen, wo die Vermögen derer

von Wattenwyl, von Graffenried, von Müllinen und wie die alten Patriziergeschlechter in Bern alle heissen, eigentlich herstammten, und richtig, nachdem sich im Frühjar 1850 beide Parteien in Münsingen, einem grossen Pfarrdorf auf der Strasse von Bern nach Thun, wo auch im Frühjar 1831 die Volksversammlung stattgefunden hatte, die damals der Patrizierherrschaft ein Ende machte, in zwei gleichzeitig abgehaltenen und nach Tausenden zählenden Versammlungen auf der Bären- und der Leuenmatte gemessen hatten, gelang es ihnen bei den Neuwahlen eine allerdings nur unbedeutende Majorität im grossen Rate zu erlangen, der natürlich nunmehr eine „schwarze“ Regierung einsetzte. Aber darin besteht eben der Vorzug der republikanischen Verfassungen, dass Irrtümer leicht und verhältnismässig schnell wieder gut gemacht werden können. Das Volk kann sich irren, wie jeder einzelne Mensch, vorübergehende Einflüsse können seinen Blick trüben, der Schade ist aber nicht unheilbar, denn da es früher oder später von den schlimmen Folgen seines Irrtums selber betroffen wird, auch selber am meisten darunter leidet, so muss es notwendig zur besseren Einsicht gelangen, und mit dieser kommt natürlich auch die Abhilfe. Die Wahlen des Jares 1854 ergaben aufs Neue eine sehr bedeutende radicale Majorität, die „schwarze“ Regierung wurde abgetan, und seitdem hat sich die radicale Partei ohne Unterbrechung bis heute in der Regierung erhalten, ja der Anhang der Schwarzen ist von Walperiode zu Walperiode immer mehr und mehr geschwunden, so dass sie jetzt ohne alle Bedeutung im Lande sind. Durch partielle Verfassungsänderungen, wie die Einführung des Referendums, ist man sogar der reinen Demokratie immer näher gekommen. Zunächst hatte allerdings so Mancher unter dem Umschwung der Dinge schwer zu leiden, vornemlich richtete sich die Wut der Sieger gegen Stämpfli, in dem sie die ganze radicale Partei zu treffen dachten. Ein von den Nachkommen derjenigen, die im Jare 1798 beim Eindringen der Franzosen die Statsgelder in ihre Taschen gerettet hatten und nach der Restauration 1815 vergassen sie wieder

herauszugeben, gegen ihn angestrenzter Prozess wegen Verleumdung endete mit seiner Verurteilung zu längerer Haft, aber bei den Neuwalen zu den eidgenössischen Räten im Jare 1851 berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger aufs Neue in den Nationalrat und bei der Wahl des Bundesrats musste ihm Ochsenbein, der 1850 zum Verräter an seinen politischen Principien geworden war und mit den „Schwarzen“ gemeinsame Sache gemacht hatte, um die radicale Regierung und namentlich Stämpfli zu stürzen, auf den er eifersüchtig geworden war, seinen Platz im Bundesrate einräumen und Stämpfli wurde Präsident der Eidsgenossenschaft. Damals befand ich mich aber nicht mehr im Kanton Bern. Denn als im Frühjar 1850 die Matten wieder grün wurden und die Heerden wiederum zu Berge furen, erwachte auch in mir der Wandertrieb, und da ich mich überzeugt hatte, dass man eine lebende Sprache sich gründlich nur in dem Lande aneignen könne, in dem sie als Muttersprache gesprochen wird, so sagte ich im März den lieben Männern in Wabern und Bern Lebewol, und brach nach Genf auf, mir dort eine Existenz zu gründen. Ich habe die guten Freunde seitdem zum Teil nicht wieder gesehen, ich weiss nicht einmal, wie viele von ihnen noch unter den Lebenden weilen, wol aber möchte ich wünschen, dass wenigstens diesen dies Büchlein in die Hände fiele, um ihnen zu beweisen, dass ich noch immer dankbarlichst der schönen Stunden gedenke, die ich in ihrem Kreise verlebt. Aber ehe ich meine Fata in der französischen Schweiz erzäle, dürfte es am Platze sein, zum näheren Verständnis ein Wort über die eidgenössische Gesamtverfassung vom Jare 1848 hier einzuschalten.

Wenn ich vorher von dem Präsidenten der Eidsgenossenschaft gesprochen habe, so ist das sehr *cum grano salis* zu verstehen, und namentlich muss man sich hüten, dabei an eine Stellung zu denken, wie sie etwa der General Grant in America oder der Marschall Mac Mahon in Frankreich als Präsident einnehmen. Der Präsident der Eidsgenossenschaft ist eben nichts mehr und nichts weniger als der auf ein Jar ernannte

Vorsitzende des siebenköpfigen Bundesrats, der höchsten Exe-
cutivbehörde, welche die Beschlüsse der Bundesversammlung,
der Vertreter des gesammten Schweizervolkes, auszuführen hat.
Nach der Bundesverfassung vom Jare 1848 beruht nemlich die
Souveränität auf dem Schweizervolke und auf den einzelnen
Kantonen, die zur Ausübung derselben alle drei Jare ihre Ver-
treter wälen. Die Vertreter der Bevölkerung bilden den National-
rat, die der Kantone den Ständerat. Die Zal der Mitglieder
des Nationalrats ist nicht feststehend, dieselben werden nemlich
je einer auf 20,000 Köpfe der Bevölkerung in durch das Gesetz
bestimmten grösseren oder kleineren Walkreisen direct vom
Volke gewält, ein Bruchteil über 10,000 giebt Anspruch auf
einen weiteren Vertreter. Die Walkreise gehen jedoch über
die Grenzen der Kantone nicht hinaus, so dass jeder Kanton
resp. Halb-Kanton (drei Kantone Basel, Appenzell und Unter-
walden zerfallen nemlich in je zwei von einander gänzlich un-
abhängige Halb-Kantone mit eignen Regierungen), auch wenn
die Bevölkerung die Zal 20,000, ja selbst 10,000 noch nicht
erreichen sollte, wie Appenzell-Innerrhoden, Zug, Uri und die
beiden Unterwalden, mindestens durch ein Mitglied im National-
rat vertreten ist. Der Ständerat zählt vierundvierzig Mitglieder,
die je zwei für jeden Kanton, ganz abgesehen von der Zal ihrer
Bevölkerung und ihrem Umfange gewält werden, die drei in
Halb-Kantone geschiedenen wälen per Halb-Kanton einen. Der
grosse Kanton Bern mit über 500,000 Einwonern hat also im
Ständerat genau dieselbe Vertretung, wie der kleine Kanton
Zug mit kaum 16,000 Seelen. Der Modus der Wal ist den
einzelnen Kantonen überlassen, und so kommt es denn, dass
die Abgeordneten zum Ständerat in einigen Kantonen, wie
Zürich, Thurgau, direct vom Volke, in anderen dagegen, wie
Bern, Freiburg, durch die gesetzgebenden Körper, also indirect
gewält werden. Nach ihrer Constituirung wält sich jeder Rat
seinen Präsidenten und Vice-Präsidenten für die Zeit eines
Jares, jedoch kann das Amt eines Präsidenten nicht zwei Jare
hintereinander von derselben Person bekleidet werden, dagegen

ist es ziemlich Praxis geworden, den Vice-Präsidenten das Jar darauf zum Präsidenten zu wählen. Beide Räte in gemeinsamer Sitzung ernennen die höchste Executivbehörde, den Bundesrat, mit absoluter Stimmenmehrheit auf drei Jare und aus seiner Mitte den Präsidenten der Eidsgenossenschaft auf ein Jar, der aber, wie gesagt, durchaus kein Präsident im Sinne der Vereinigten Staten von Nord-America, sondern einfach der Vorsitzende eines Regierungscollegiums ist, übrigens gleichfalls für das folgende Jar nicht wieder gewählt werden darf. Alle diese Bestimmungen verleihen diesen Institutionen den Charakter grosser Beweglichkeit und eines hohen Grades von Leichtveränderlichkeit, dies ist jedoch, wie „Unsere Zeit“ Jargang 1873 in einem sehr gut geschriebenen Aufsatz in richtigem Verständnis der schweizerischen Verhältnisse ganz hübsch ausführt, durchaus nicht der Fall. Im Grossen und Ganzen ist nemlich die Schweiz keinesweges neuerungssüchtig, sondern — und zwar namentlich auch in der Personenfrage — sehr conservativ, und wenn nicht zwingende Gründe vorwalten, lässt man nicht leicht einen Mann fallen, blos um es einmal mit einem anderen zu versuchen. Von den sieben Männern z. B., die sich im Jare 1848 in Folge freier Wahl der Bundesversammlung auf den Bundesratssesseln niederliessen, nimmt einer, Herr Näff aus St. Gallen, noch heute, also acht mal wiedergewählt, seinen Platz ein. Man suche mir einen monarchischen Stat, in dem ein Minister fünfundzwanzig Jare lang ohne Unterbrechung im Amte blieb! Und auch den übrigen würde es sicherlich ebenso ergangen sein, wenn sie nicht der Tod abgerufen hätte oder es nicht ihr eigener Wunsch gewesen wäre, in das Privatleben zurückzutreten. Nur in zwei Fällen ist seit dem nunmehr fünfundzwanzigjährigen Bestehen des Bundes von diesem — ich möchte es geradezu so nennen — Grundsatz Umgang genommen worden, einmal im Jare 1851 wurde Ochsenbein, um ihn für seinen Verrat an der liberalen Sache zu züchtigen, durch Stämpfli, und das zweite Mal 1872 der Genfer Challet-Venel durch Borel aus Neuenburg ersetzt, da er das Vertrauen seiner

Mitbürger im Heimatskanton verloren hatte und daher dort nicht wieder in den Nationalrat gewählt worden war, die Majorität der Bundesversammlung hat aber immer die Praxis beobachtet, die Mitglieder des Bundesrats aus ihrer Mitte zu nehmen. Challet-Venel hatte sich nemlich für die Revision der Bundesverfassung ausgesprochen, während die Majorität im Kanton Genf antirevisionistischen Tendenzen huldigte, auf der anderen Seite war er aber auch wieder nicht bedeutend genug, um anderswo als in seinem Heimatskanton gewählt werden zu sollen, wie es z. B. dem Bundesrat Francini im Jare 1851 widerfur, der im Kanton Schaffhausen gewählt wurde, als ihn sein Heimatskanton Tessin hatte fallen lassen. Wie richtig übrigens die Bundesversammlung gehandelt hatte, Ochsenbein fallen zu lassen, beweist der Umstand, dass der Held von Sedan verruchten Angedenkens ihn unmittelbar nach dem Statsstreich zum französischen Divisionsgeneral ernannte und ihn beauftragte, eine Division aus Schweizer Freiwilligen anzuwerben. Selbstverständlich machte Ochsenbein schmähhlich Fiasco und brachte kaum ein paar schwache Bataillone zusammen. Seitdem, obwol in seine Heimatgemeinde Nydau zurückgekehrt, war er für die Schweiz ein todter Mann. Natürlich haben die Mitglieder des Bundesrats im Nationalrat wie im Ständerat nur beratende Stimme. Auf das aber, was unter dem Schutz der eidsgenössischen Verfassung von 1848 zu Stande gekommen ist, können Volk und Behörden stolz sein. Und in der Tat war sie das Werk der weisesten Mässigung und Klugheit.

Sie hat eine Centralgewalt mit hinreichender Macht und Autorität eingesetzt, um Nützliches und Grosses zu schaffen, aber zugleich sind ihr solche Grenzen gesteckt, dass sie ihre Macht nicht misbrauchen kann, und die Centralisation bezieht sich nur auf den äusseren und inneren Verkehr und auf solche Sachen, die von den einzelnen Kantonen nur in schädlicher oder ungenügender Weise würden verwaltet werden können, wie Post, Telegraphie, Zölle, Beziehungen zum Auslande, die Instruction der Specialwaffen, namentlich das Geniewesen und

die Artillerie, und die Intendantur oder wie die Schweizer dieselbe nennen, das Commissariat. Ausserdem wurden zahlreiche Werke ausgeführt, die für das ganze Land oder für einzelne Kantone von grösster Wichtigkeit sind, die aber von den einzelnen Kantonen gar nicht oder doch nur unvollkommen hätten ausgeführt werden können, weil sie ihre finanziellen Kräfte weit übersteigen, wie die polytechnische Hochschule in Zürich, die Alpenstrassen, Flusscorrectionen, Entwässerungen u. dergl. Auf der anderen Seite liess sie aber auch den Kantonen wieder so viel Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit, dass dieselben in Gesetzgebung und Verwaltung sich frisch und frei bewegen und den besonderen Verhältnissen Rechnung tragen konnten und sich nicht einer theoretischen allgemeinen Schablone unterwerfen mussten, mit einem Worte, wer das Glück gehabt hat, bei längerem Aufenthalt einen tieferen Einblick in die politischen und socialen Verhältnisse der schweizerischen Eidsgenossenschaft zu tun, dem muss sie mit ihrem Gleichgewicht zwischen der Centralgewalt und Autonomie der Kantone, mit dem weiten Spielraum, welcher der Gemeinde und Association gewährt ist, mit einem Wort mit ihrem Selfgovernment im höchsten Grade imponiren, und man darf sich nicht darüber wundern, wenn das selbst gekrönten Häuptern widerfahren ist, wie aus Aeusserungen hervorgeht, die der schon oben angezogene Artikel in „Unsere Zeit“ von den Königen von Baiern und von Württemberg anführt, die die Schweiz aus Autopsie kennen.

Aber vollkommen kann nun einmal Menschenwerk nicht sein, und so hat sich denn auch im Laufe der vierundzwanzig Jare, die die Verfassung in Kraft ist, auch dieser und jener Mangel herausgestellt und fülbar gemacht, und namentlich ist in den letzten Jaren der Ruf nach strafferer Centralisation in manchen Dingen in Presse und Versammlungen immer lauter geworden; und wenn auch die in diesem Sinne im vorigen Jare vorgeschlagene Revision der Bundesverfassung den Beifall der Mehrheit des Schweizervolkes noch nicht gefunden hat, so ist doch das Werk von den aus den Neuwalen des Jares 1872

hervorgegangenen Räten in diesem Jahre von Neuem wieder aufgenommen worden, und es unterliegt keinem Zweifel, dass sie nunmehr mit einer grossen Majorität angenommen werden wird, und es werden wiederum nicht viele Jare ins Land zu gehen brauchen, so wird auch die revidirte Verfassung wieder selbst in denjenigen Kantonen die wärmsten Anhänger haben, die sich vorläufig noch widerwillig und ablenend gegen die Revision verhalten, weil ja auch die revidirte Verfassung der Ausfluss des souveränen Willens der Majorität des Schweizervolkes ist. Man muss der Vernunft nur eben freien Spielraum lassen und sie nicht von oben her polizeilich in spanische Stiefel einschnüren wollen, dann schlägt sie immer durch. Den deutschen Regierungen aber wolle Gott auf der einen Seite diese Einsicht und auf der andern nur den zenten Teil der Energie schenken, mit der die Schweizer gegen jesuitische und pfäffische Umtriebe eingeschritten sind.

Ausser der Gesetzgebung auf den dem Bunde zugewiesenen Gebieten liegt der Bundesversammlung noch eine Sache von grosser Wichtigkeit ob, die Erledigung der Recurse, die an dieselbe gerichtet werden. Es hat nemlich jeder Schweizer das Recht, wenn er sich durch die Regierung seines Kantons oder durch den Bundesrat irgend wie in seinen Rechten gekränkt oder verletzt wänt, an die Bundesversammlung zu recurriren, und es muss sicherlich ein sehr angenehmes Gefül der Sicherheit in jedem Schweizer wach rufen, wenn er aus den Sitzungsberichten ersieht, mit welcher erschöpfenden Gründlichkeit bei der Prüfung solcher Recurse zu Werke gegangen wird, und manche deutsche Landesvertretung, die dergleichen en bagatelle zu behandeln pflegen, könnte sich darin, wie in manchem Andern noch, die schweizerische Bundesversammlung zum Muster nehmen, freilich wissen die Männer der Bundesversammlung auch, dass wenn sie dem Bundesrat etwas zur Abhilfe überweisen, die Sache nicht irgendwo in dem Cabinet eines Ministers im Papierkorb verschwindet, sondern auch wirklich Abhilfe geschaffen wird.

Neben der Bundesversammlung und dem Bundesrate besteht endlich ein höchster Gerichtshof, das Bundesgericht, dessen Mitglieder ebenfalls von National- und Ständerat in gemeinsamer Sitzung gewählt werden, für Verbrechen und Delicte auf den dem Bunde von den Kantonen abgetretenen Gebieten, natürlich unter Mitwirkung von im ganzen Lande frei gewählten Geschworenen; es können jedoch auch Civilstreitigkeiten, wenn das streitige Object eine gewisse Höhe erreicht und beide Parteien damit einverstanden sind, vor dasselbe zur Entscheidung gebracht werden, gegen die es denn selbstverständlich keine Appellation gibt.

Nach Genf fürten damals, wo — die kleine Localban zwischen Zürich und Baden im Aargau ausgenommen — sonst in der Schweiz noch nirgends an Eisenbanen zu denken war, von Bern zwei Poststrassen, die eine über Freiburg und Vevey, die andere über Murten und Lausanne, von Vevey und von Ouchy, dem Hafen von Lausanne, ab gab es Dampfschiffverbindung über den Genfersee. Ich wälte erstere, doch liess ich mich vorläufig nur bis Freiburg einschreiben, weil ich daselbst übernachten wollte, um mir am nächsten Tage mit aller Musse die in mehrfacher Beziehung merkwürdige Stadt anzusehen und namentlich auch die weltberüimte Orgel in der St. Nicolaskirche zu hören und dann meine Reise nach Lausanne und Genf fortzusetzen.

In dem Gasthose, in dem ich abgestiegen war, machte ich die Bekanntschaft eines älteren Herrn, der sich mir als den Bruder des bekannten Naturforschers Lenz in Schnepfental zu erkennen gab. Er war, wie er mir erzälte, seit einigen Jaren Lehrer an dem Collége in Payerne, Kanton Waadt, und jetzt nach Freiburg gekommen, um am nächsten Tage eine Concurprüfung mitzumachen, die behufs der Besetzung der Lehrstellen an einer neu gegründeten Schule in Murten durch die Erziehungs-Direction des Kantons Freiburg ausgeschrieben wor-

den war. Da es mich natürlich im höchsten Grade interessiren musste, kennen zu lernen, wie es bei solchen Prüfungen in der Schweiz herginge, so machte ich am nächsten Morgen dem Chef der Erziehungsdirection, der übrigens sehr gut Deutsch sprach, meine Aufwartung und erwirkte mir durch Vorweisung meiner Zeugnisse von ihm die Erlaubniss, die Prüfung mitzumachen, obwol der Anmeldungstermin eigentlich schon verstrichen war.

Die Prüfung, die in dem Lycée statt fand, das bis zu ihrer Vertreibung im Besitz der Jesuiten gewesen und seit dem in eine Kantonallehranstalt umgewandelt worden war, zerfiel in einen schriftlichen und einen mündlichen Teil. An Bewerbern war kein Mangel, es hatten sich wol — im ganzen waren vier Stellen zu besetzen — drei bis vier Dutzend eingefunden, doch kannte ich ausser dem schon genannten Herrn Lenz nur noch einen, einen Philologen aus der Rheinprovinz, mit dem ich bisweilen in Bern zusammengekommen war und der seine Ernennung schon ganz sicher zu haben glaubte. Für die eine Stelle, mit der auch die Direction der Schule verbunden werden sollte, wurde — was gerade mein Fall war — die Lehrbefähigung im Lateinischen, im Deutschen und in der Geschichte verlangt. Die schriftlichen Arbeiten, die in der Clausur anzufertigen waren, bestanden in einer lateinischen Abhandlung über den Nutzen des Studiums der alten Sprachen und in einer deutschen über die Vaterlandsliebe; für jede hatte man zwei Stunden Zeit. Ich muss gestehen, dass mir die Themata im ersten Augenblicke etwas wunderlich vorkamen und ich fast schon Lust hatte, dem Beispiel einiger anderer Bewerber zu folgen und mich gleichfalls wieder zu entfernen. Aber schliesslich blieb ich doch und machte mich an die Arbeit. Aber was über den Nutzen des Studiums der alten Sprachen und über die Vaterlandsliebe in zwei Stunden schreiben? Dass es dabei nicht auf Abhandlungen abgesehen sein konnte, wie man sie in Preussen den wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen einreicht, das lag auf der Hand, und so setzte ich denn einen lateinischen Brief von etwa zwei, drei Quartseiten auf, den ich mir an einen

jüngeren Bruder gerichtet dachte, der aus Unmut über seine Miserfolge in der Schule die Beschäftigung mit dem Griechischen und Lateinischen aufgeben wollte, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen, und fasste eine Schulrede ab, wie sie etwa am Jarestage der Schlacht bei Murten vor den Zöglingen der Murtner Schule gehalten werden könnte.

In der mündlichen Prüfung wurde mir Horat. Od. I. 3 vorgelegt. Dem Examiner imponirte es schon nicht wenig, wie ich ihm ansah, dass ich — ich hätte ja kein alter Joachimstaler sein müssen — die Ode auswendig wusste; als ich aber auf die verschiedenen Lesarten *rectis* und *fixis* zu sprechen kam und mich unter Bezugsname auf Aeschylus Sieben gegen Theben und Euripides Orest *ξηροῖς ὄμμασι* schliesslich mit Meinecke für *siccis* entschied, da brach er mit einer verbindlichen Verbeugung die Prüfung ab und überliess die Fortsetzung dem Examiner für Geschichte. Derselbe sprach nur mangelhaft Deutsch und ich noch mangelhafter Französisch, demungeachtet verstanden wir uns gegenseitig ausreichend, um ihn die Ueberzeugung gewinnen zu lassen, dass mir die Geschichte der Diadochen und der Streit Heinrich's des Vierten mit Papst Gregor — nach Weiterem fragte er nicht — auch in den Details bekannt wären. Trotz dem kam mir auch nicht entfernt in den Sinn, dass ich als Sieger aus dem Wettkampfe hervorgehen würde und namentlich, als mir mein Concurrent Lenz noch erzählte, wie es ihm früher einmal bei einer Bewerbung im Kanton Waadt ergangen sei, wo keiner von den Bewerbern, sondern der Examiner selber die ausgeschriebene Stelle erhalten hätte, setzte ich, nachdem ich die beiden Drahtbrücken und die Strasse, deren Pflaster das Dach der Häuser einer tiefer gelegenen Strasse bildet, gebürend angestaunt hatte, meine Reise über Bulle und Vevey nach Genf fort.

In Genf wimmelte es im Jare 1850 von Flüchtlingen aller Nationen, die Franzosen und Italiener verkehrten namentlich im Café de la Couronne, die Deutschen in der Épée fédérale, das von einem Rheinpfälzer, Johann Philipp Becker, der in der

Pfälzer Erhebung eine hervorragende Rolle gespielt hatte, gehalten wurde. Ich richtete mich in einem kleinen Stübchen in der Rue de la Machine im fünften Stock mit der Aussicht auf die Rhone und den See häuslich ein und hatte meine französischen Studien mit allem Eifer begonnen, als ich eines Abends in der *Épée fédérale* von einem Bekannten mit der Nachricht überrascht wurde, er habe in der Berner Zeitung gelesen, dass ich von dem Statsrat des Kantons Freiburg zum Director der Schule in Murten ernannt worden sei. Natürlich wandte ich mich sofort an die Erziehungsdirection in Freiburg um Auskunft und erhielt auch einige Tage darauf die amtliche Benachrichtigung, dass man, weil ich es vergessen hatte, meine Adresse zu hinterlassen, in grosser Verlegenheit gewesen sei, wie man meiner habhaft werden wollte und dass ich mich auf den ersten Mai zur feierlichen Eröffnung der Schule und zu meiner Einführung in Murten einfinden sollte.

Die Reise von Genf machte ich über Morges und Yverdon, ich hatte nemlich in letzterer Stadt von Genf aus ein Engagement bei dem Pastor primarius des Orts, der seinen Sohn für die Kantonsschule in Lausanne vorbereiten lassen wollte, vom ersten Juli ab angenommen und hielt es daher für meine Pflicht das Verhältniss persönlich zu lösen. Der brave Mann hatte übrigens von meiner Ernennung auch schon Kunde erhalten und geschmeichelt durch meinen Besuch, entband er mich bereitwilligst meiner Verpflichtung und so traf ich dann über Granson und Neuenburg rechtzeitig in Murten ein, um am ersten Mai in Gegenwart der städtischen Behörden durch den Préfet des Bezirks als Directeur de Lécole secondaire du Lac installirt zu werden.

5. Murten.

(1850—1855).

Der Kanton Freiburg und seine Bevölkerung. Die Sprache der Freiburger. Politische Geschichte des Kantons Freiburg. Die Freiburger Verfassung vom Jare 1847. Die Murtner Behörden. Der öffentliche Unterricht im Kanton Freiburg. Die Murtner Schule. Die socialen Zustände. Die garde civique. Die Presse. Die Ausweisung.

Der Kanton Freiburg besteht in seiner jetzigen Zusammensetzung seit der Restauration vom Jare 1815 und ist in sieben Bezirke geteilt, deren einer, der Seebezirk, die Stadt Murten zum Hauptort und zum Sitze der Bezirksbehörden hat. In Bezug auf Verschiedenartigkeit der Bevölkerung möchte es vielleicht kein zweites Land in der Welt geben, das es mit dem damals noch nicht 100,000 Einwohner zählenden Kanton Freiburg aufnehmen könnte. Fünf Bezirke sind ausschliesslich französisch und katholisch, ein Bezirk ausschliesslich deutsch und katholisch, einer, der Seebezirk, enthält in der Mehrzal deutsche und protestantische Gemeinden, daneben auch einige französische und protestantische, etwa eben so viele deutsche und katholische, und zwei oder drei französische und katholische, die Stadt Freiburg endlich zerfällt in die Ober- und Unterstadt, erstere französisch und katholisch, letztere deutsch und katholisch, doch gab es daselbst auch eine ziemliche Zal protestantischer Familien theils französischer, theils deutscher Zunge, dieselben hatten es aber noch nicht einmal zu einer Kirche gebracht, sondern mussten sich mit einem Bethause in der Murtengasse ohne Turm und ohne Glocken begnügen. Die Bevölkerung der Stadt Murten war weitaus in der Mehrzal deutsch und protestantisch, doch gab es auch eine französische Kirche, die aber keinen eignen Prediger hatte, sondern von dem Prediger eines nur eine Viertelmeile entfernten Dorfes Meyriez mit verwaltet wurde, und für die nur sehr sporadisch auftretenden Katholiken eine Kapelle, die wunderbarer Weise in dem ersten Stock einer der

zwei vorhandenen Brauereien eingerichtet war und in der alle vier-
zen Tage ein Priester aus einem in der Nähe liegenden katho-
lischen Dorfe Cressier Messe las.

In Murten und in den übrigen Städten und Städtchen,
deren das Land ausser Freiburg im ganzen noch sechs, Esta-
vayer, Romont, Rue, Bulle, Gruyères, La Tour de Trême und
Châtel St. Denis zählt, war wie überall in den Städten der
Schweiz mehr oder weniger die französische Mode die herr-
schende, auf dem Lande aber konnte man namentlich den
Frauen auf den ersten Blick an ihrer Tracht ihren Glauben
und ihre Sprache ansehen. Die deutschen protestantischen
Bäuerinnen sind in die jedem Besucher des Berner Oberlandes
bekannte so kleidsame Tracht der Bernerinnen gekleidet; die
deutschen katholischen Frauen und Mädchen tragen Kleider aus
dickem Wollenstoff mit höchst unschönen, auffallend kurzen
Taillen, das Haar in einem dicken, durch eingelegten Hanf ver-
stärkten Zopf rings um den Kopf gelegt; die Französinnen
katholischen Glaubens sehr kokette Häubchen, kreuzweise über
die Brust gelegte oft schön gestickte Busentücher und ein
Kreuz nicht selten aus edlem Metall; die reformirten Frauen
französischer Zunge endlich schlichte, hoch hinaufgehende Klei-
der aus dem den Bernbauern so eigentümlichen halbleinenen
Stoff aus Wolle und Flachs. Die Sprachgrenze bildet nach
meinen Beobachtungen, die übrigens in Bezug auf die Schweiz
von den in dem Buch des Regierungsrats Boeckh „der deutschen
Volkszal und Sprachgebiet in den europäischen Staaten“ nieder-
gelegten vielfach abweichen, ein nördlich von der Dent de
Brantlaire sich abzweigender Bergzug, der mit der 5330' hohen
La Berra ziemlich in der Mitte bis in die Gegend von Freiburg
hinstreicht, und seine gradlinige ideelle Fortsetzung auf dem
linken Ufer der Saane bis an den Murtensee. Uebrigens schiebt
sich wenigstens nördlich von Freiburg die Sprachgrenze immer
weiter nach Westen zu Ungunsten des romanischen Idiom und
übersetzten sich so allmähig auch die Familiennamen mit der
Zeit ins Deutsche. So existirte in Murten eine vor langen Jaren

aus dem Dorfe Lourtens, jetzt Lurtigen, eingewanderte Familie Lergier (léger), während die Nachkommen der damals im Orte zurückgebliebenen Familienglieder sich seit hundert Jaren und länger Liecht (leicht) nennen und schreiben. Und in den Murten zunächst liegenden französischen Dörfern Meyriez und Courgevaux nam selbst während meines dortigen Aufenthalts die deutsche Sprache dermassen zu, dass schon mehrfach davon gesprochen wurde, sie zur Schulsprache zu machen. Der Grund davon liegt in Folgendem. Die deutschen Mädchen sind wirklich als die Mädchen romanischer Zunge, und so nemen sich in dortiger Gegend die Bauern mit Vorliebe deutsche Frauen, die Sprache der Mutter wird aber stets die Sprache der Familie und des Hauses. Ich habe das an unzähligen Beispielen auch in der entgegengesetzten Richtung zu sehen Gelegenheit gehabt. In Genf wonte ich während meines zweiten Aufenthalts dort in dem Hause eines Mannes, der den nichts weniger als französisch klingenden Namen Weiss fürte und dessen Vater auch in der Tat ein eingewanderter Deutscher gewesen war, der aber selber nicht eine Silbe mehr Deutsch verstand, der Vater hatte nemlich eine Genferin zur Frau genommen.

In den Schulen, sowol in den deutschen wie in den französischen, ist natürlich die Schriftsprache die Unterrichtssprache, sonst aber bedienen sich selbst die Gebildeten, wenigstens im Verkehr unter sich, kaum derselben, sondern in den deutschen Ortschaften wird ein allemannischer Dialekt gesprochen, der sich von dem Berner, dem sogenannten Berndütsch, wie es uns aus den Dorfgeschichten von Jeremias Gotthilf bekannt geworden ist, nicht wesentlich unterscheidet; in den romanischen ein französisches Patois, das zwar in allen Landesteilen nicht genau dasselbe ist, aber dennoch nicht so weit von einander abweicht, um nicht überall im Lande und selbst auch von den anstossenden Waadtländern verstanden zu werden. Als Sprachprobe theile ich ein Lied mit, das die Sennen oder airmailles, wie sie im Freiburg'schen heissen, zu singen pflegen, wenn sie

mit ihren Heerden zu Berg ziehen, eine Art Kuhreigen oder Ranz des Vaches:

Veni tôte à la montagne,
Veni tôte don coumon:
Senaillirè lé premiré,
Damuzalà ei pindzon.
Vers lo tzalet, quin délicoù!
Lé tô près dé saù bosson;
Ah! hi, hou, ha!
Lé tô près dé saù bosson.

Mein dé bâton pour lé battré,
Ren qu' avoë quôqué raison;
Dé la sau, mé pouré vatzé
Chaidé ben loù bovairon!
Vers lo tzalet etc.

Por lé zaria venian tôte,
Lé sénailé ein carillon;
Et lé vî, et poë lé modzé
Moûlan avoë lé modzon.
Vers lo tzalet, etc.

Quand yë vayoù siau veladzou
Bèn avau dèn lé vallon,
Et siau riô, siau boù, siau zadzé
Yë lutzayoù sü lé mont!
Vers lo tzalet etc.

Als ich in den Kanton Freiburg kam, waren kurz vorher in Folge des Sonderbundskrieges gewaltige Veränderungen vorgegangen. Bis zur Invasion der Franzosen im Jare 1798 stand der Kanton mit Ausname der Stadt Murten und der protestantischen Ortschaften des Seebezirks, die zusammen den so genannten alten Murtenbezirk bildeten, unter der Herrschaft der Stadt Freiburg oder richtiger einiger Familien in derselben, der sogenannten Heimlichen, die es im Laufe der Jahrhunderte verstanden hatten, mit List und Gewalt die Herrschaft an sich zu reissen; der Murtenbezirk dagegen, der sich übrigens grösserer Freiheiten zu erfreuen hatte, als die übrigen Kantonsteile, wurde abwechselnd zwei Jare lang von einem Berner und zwei

Jare lang von einem Freiburger Voigt verwaltet. Vom Jare 1798 ab bildete der Kanton Freiburg einen von den achtzen grossen Verwaltungsbezirken der einen und unteilbaren helvetischen Republik, bis im Jare 1803 die Mediationsakte Napoleon's des Ersten die Selbstherrlichkeit der Kantone wiederherstellte, und so gab sich denn auch der Kanton Freiburg, zu dem jetzt der Murtenbezirk auf den Wunsch und die Agitationen einiger einflussreicher Persönlichkeiten zum grossen Nachteil der Bevölkerung, die lieber mit dem Kanton Bern vereinigt worden wäre, dauernd als integrierender Teil geschlagen wurde, eine neue Verfassung mit sehr freisinnigen Bestimmungen, die aber schon im Jare 1814 mit Hilfe österreichischer Bayonette wieder aufgehoben und durch eine aristokratische ersetzt wurde, welche die Sachen wieder ziemlich so herstellte, wie sie vor 1798 gewesen waren. Einer der ersten Schritte der neuen Regierung war, die Jesuiten ins Land zu rufen, um über das durch dieselben verdummte Volk um so sicherer herrschen zu können, welche in Freiburg einen glänzenden Mittelpunkt ihres unheilvollen Wirkens gründeten. Als sich aber nach den Julitagen überall in der Schweiz der unterdrückte Freiheitssinn wieder regte, da gab sich auch die Bevölkerung des Kantons Freiburg eine freiere Landesordnung ohngefähr auf den gleichen Grundlagen wie die Berner Verfassung vom Jare 1831. Aber diese Veränderung der Verhältnisse hatte auch ihre sehr grosse Gefahren. Sie eröffnete nemlich den Jesuiten, indem sie die verfassungsmässigen Rechte, die Volkswalen, das Vereinsrecht, die freie Presse, welche Waffen für die Freiheit sein sollten, listig zu Waffen wider sie machten, noch grösseren Einfluss auf das Volk als zuvor, und schliesslich brachten sie es so weit, dass der grosse Rat in Freiburg am 9. Juni 1846 in öffentlicher Sitzung seinen Zutritt zum Sonderbunde beriet, was das Austreten der Abgeordneten des reformirten Murtenbezirks zur Folge hatte. Da aber der Protest derselben bei der Tagsatzung keinen Erfolg hatte, die Regierung auch gegen den Wortlaut der Verfassung in jesuitenfeindlichem Sinne abgehaltene Versammlungen gewaltsam

sprengen und die Hauptredner bei diesen Zusammenkünften durch die Polizei verhaften liess, da brach endlich der Aufstand gegen sie los, aber leider felte es demselben an Zusammenhang und Ordnung. Zwar von Murten und Estavayer zogen am 7. Januar 1847 bewaffnete Scharen gegen die Hauptstadt, aber bald, da der Zuzug aus den andern Kantonsteilen ausblieb, an dem glücklichen Ausgange wegen eigner Schwäche und Ratlosigkeit verzweifelnd, stoben sie wieder auseinander. Sofort besetzten die Truppen der Regierung die aufständischen Ortschaften, und wem es nicht gelang, sich in die Nachbarkantone zu flüchten, der wurde auf das grausamste in Freiburg eingekerkert. Der Sonderbund feierte einen neuen Triumph. Aber zum Glück war die Sache nicht von Bestand. Nach der Kriegserklärung an die sieben ungehorsamen Kantone hatte General Dufour seine Hauptmacht gegen das durch Natur und Kunst stark befestigte Freiburg entfaltet, weil er bei dem hohen Grade von Fanatismus unter der Bevölkerung auf verzweifelte Gegenwer gefasst sein zu müssen glaubte. „Um so unerwarteter geschah es, — ich lasse einen Augenzeugen sprechen — dass die Eidgenossen ungehindert über Estavayer und Châtel St. Denis am 10. November eindringen konnten, und nach drei Tagen wurde die Stadt eng umzingelt und zur Uebergabe aufgefordert. Die Regierung, in ihrer Erwartung von Hilfe aus Wallis oder Luzern getäuscht, bat um Waffenstillstand, der ihr auch bis zur Frühe des folgenden Tages zugestanden wurde. Da ereignete es sich, dass Oberst Rilliet, der von der Uebereinkunft nichts wusste, zwei Schanzen zu stürmen begann. Sein Verlust an Todten und Verwundeten war gross, doch der Erfolg nicht entscheidend. Das übrige Heer verbrachte die Nacht ruhig an den Bivouacfeuern, dann als der Morgen anbrach, schickte es sich zum Sturm an und als es gerade noch auf das Kommando zum Angriff wartete, da erschienen Unterhändler der Regierung, demütig Unterwerfung anzukündigen. Freiburg stand vom Sonderbunde zurück und die Tore der Stadt öffneten sich den Eidgenossen. Als dies bekannt wurde, schrie das Freiburg'sche

Heer laut über Verrat und löste sich in Verwirrung auf. Der Landsturm durchtobte wütend die Strassen. Noch konnten die Väter Jesu, geschützt durch die Fürsorge des französischen Gesandten, entkommen, doch in ihrem verlassenen Palaste wurde mancher Mutwille geübt. Tränen der Freude aber rannen, als den Gefangenen vom Jenner-Aufstande die Thüren ihrer Kerker aufgetan wurden. Bald, nachdem die Stadt von den Eidsgenossen besetzt war, bildete sich eine provisorische Regierung, grossentheils aus den Befreiten, da die alten Häupter sämtlich geflohen waren. Aus freigesinnten Männern zusammengesetzt, verkündete sie die Herrschaft der Mässigkeit und Gerechtigkeit und verbannte die Jesuiten, als Ursäher alles dieses Jammers, auf immer aus dem Gebiete des Kantons“.

Nach der neuen Verfassung, die übrigens — was ein grosser politischer Fehler war — dem Volke nicht zur Annahme vorgelegt wurde, wälte die Bevölkerung als Träger der Souveränität direct zur Ausübung der gesetzgebenden Gewalt ihre Vertreter im grossen Rat, jedoch — und das war wiederum ein grosser politischer Fehler, der sich auch später bitter rächte — die Ausübung des Walrechts wurde an einen promissorischen Eid auf die Verfassung geknüpft, und gingen daher alle diejenigen ihrer politischen Rechte verlustig, die diesen Eid nicht glaubten leisten zu dürfen, und zweitens gingen die Walen nicht in geheimer Abstimmung vor sich, sondern machten sich mit offenem Handmehr. Der so auf neun Jare gewälte grosse Rat cooptirte sich alsdann noch zen Mitglieder und wälte sodann für eine Amtsdauer von acht Jaren die aus sieben Mitgliedern bestehende Regierung, die den Namen conseil d'état, Statsrat, führt, und den höchsten Gerichtshof, tribunal cantonal oder Kantonsgericht genannt, aus eilf Richtern. Alle sonstigen Verwaltungsbeamten, namentlich die mit der Verwaltung der sieben Bezirke betrauten Oberamt männer oder préfets und die Gemeinde-Vorsteher, hier Ammänner oder syndics genannt, ernannte der Statsrat, alle Richter der Statsrat und das Kantonsgericht in gemeinsamer Sitzung. Eine derartige Bevormundung stand aber

mit dem, was die Freiburger in den andern Kantonen sahen, in allzugrellem Widerspruch, um nicht vielfach böses Blut zu machen, namentlich wenn noch — was sich eben nicht absolut vermeiden lässt — hinzukam, dass sich die Walbehörde in den Personen vergriff. Die Absicht, die allen diesen wenig demokratischen Massregeln zu Grunde lag, war unzweifelhaft eine gute, die liberale Partei hoffte so die vom Jesuitismus angefressene Bevölkerung an die Segnungen eines freisinnigen Regiments allmählig zu gewöhnen, aber derlei Mittelchen verfangen nicht auf die Dauer, und auch in der Politik wie in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens sind es allein Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, die den Dingen Bestand geben.

Murten ist der Hauptort des Seebezirks und als solcher der Sitz des Oberamtmanns, des Bezirksgerichts und eines Friedensgerichts. Alle diese Aemter waren mit der Aenderung der Regierung natürlich neu besetzt worden, und so kam es denn, dass mit Ausnahme des Oberamtmanns, der schon ein älterer Mann war, sämtliche übrige Beamte verhältnismässig jung waren und kaum einer von ihnen die dreissig überschritten hatte. Die Wal des ersteren, der in seinem Bezirke etwa die Stellung eines preussischen Landrats in seinem Kreise einnahm, war eine entschieden unglückliche gewesen. Der Mann war früher Notar gewesen und hatte als solcher so amtirt, dass er sich durchaus nicht eines guten Rufes bei seinen Mitbürgern erfreute, er war deshalb auch nicht einmal in seinem Bezirke in den gesetzgebenden Körper gewält worden. Und auch ich, der ich amtlich viel mit ihm zu tun hatte, lernte ihn je länger je weniger achten.

Das Bezirksgericht, welches Correctionsgericht für Vergehen und Civilgericht erster Instanz für Objecte über hundert Franken war, zählte ausser dem Präsidenten vier Richter, und setzte sich aus zwei Notaren, von denen der eine das Präsidium fürte, einem Buchbindermeister, einem Landmann und einem praktischen Arzte zusammen, als öffentlicher Ankläger fungirte gleichfalls ein Notar, deren es überhaupt nicht weniger als sieben

in dem kleinen Bezirke von noch nicht 18,000 Seelen gab, als Gerichtssécretär ein Kaffeewirt. Das Friedensgericht für Polizeivergehen und Civilstreitigkeiten im Werte unter 100 Franken bestand aus einem Rechtsanwalt, auch im Kanton Freiburg Fürsprech genannt, als Friedensrichter, und einem Bäckermeister und einem zur Ruhe gesetzten Weinbauer als Beisitzer oder Assesseur.

Vom Bezirksgerichte konnte man an das Kantonsgericht als die zweite Instanz appelliren, gegen friedensgerichtliche Urtheile war Appellation nicht zulässig, doch konnte man in Cassation gehen; als Cassationshof fungirte gleichfalls das Kantonsgericht, das im Falle einer von ihm verhängten Cassation die Sache an ein anderes Friedensgericht im Bezirke — der Seebezirk zählte deren vier — verwies. Was die Rechtspflege selber anbetrifft, so wäre man vielleicht geneigt aus der Zusammensetzung der Gerichte den Schluss zu ziehen, es werde im wesentlichen dabei auf Aequitätsjustiz hinausgekommen sein. Dem war aber durchaus nicht so, es ist nemlich schon von Alters her Prozesssucht ein charakteristischer Zug an dem Freiburger, namentlich der Freiburger Bauer muss eine Sache vor Friedensgericht oder Bezirksgericht schweben haben, sonst ist ihm nicht wol; es hatte sich daher im Laufe der Zeit ein auf formales Recht abzielendes sehr complicirtes Processverfahren herausgebildet, das einer übergrossen Zal von Advokaten und Procuratoren Verdienst und Brot gab. Die Praxis der Procuratoren, die übrigens nur vor Friedensgericht plaidiren durften und deren Hauptkunst mir darin zu bestehen schien, Incidenzfälle ausfindig zu machen, um die Sachen in die Länge zu ziehen, war ganz frei; die Advokaten und Notare mussten sich einer statlichen Prüfung unterziehen, doch waren eigentliche Universitätsstudien nicht erforderlich. Diese Einrichtung ermöglicht denn auch Carrièren, die uns wunderbarlich vorkommen möchten. So war der Lehrer eines in der Nähe von Murten liegenden Dorfes Courgevaux, ein allerdings höchst begabter Mensch, zum Secretair der Erziehungs-Direction in Freiburg ernannt worden.

Seine Stellung benutzte er aber zugleich dazu, sich auf das Notariat und die Advokatur vorzubereiten, und so wurde er im Laufe weniger Jahre als Notar und Advokat patentirt, leider felte es ihm an sittlichem Halt und so starb er bald nach meinem Fortgange von Murten noch sehr jung an den Folgen seiner Ausschweifungen. Ein anderer junger Mann, ein Flüchtling aus dem Badischen, war als Schriftsetzer nach Murten gekommen, der Setzerkasten schien aber nicht allzuviel Anziehungskraft für ihn zu haben, denn nachdem er ein Murtners Mädchen geheiratet und mit Unterstützung der Familie ein Bürgerrecht erworben hatte, etablirte er sich zunächst als Procurator und wurde später gleichfalls als Rechtsanwalt patentirt. Für die Criminalsachen, politische und Pressvergehen war der Kanton in mehrere Schwurgerichtsbezirke geteilt. Mochte man sich nun wol auch bisweilen mit der einen oder anderen gerichtlichen Entscheidung nicht einverstanden erklären können, so viel steht wenigstens für mich nach den damals in Murten gemachten Erfahrungen fest, dass es in der Welt auch ohne studirte Richter gehen würde, und ich meinerseits könnte die Einführung von vorläufig Schöffengerichten nur mit Freuden begrüßen.

In richtiger Erkenntnis, dass die Jugend für die freieren Zustände erzogen werden müsste, wollte man sich für dieselben Dauer versprechen, war im ganzen Lande das Schulwesen in freiheitlichem Sinne reorganisirt worden. Mit allerdings sehr bedeutender Belastung des Statsbudgets war der Grundsatz des obligatorischen unentgeltlichen Unterrichts mit Lehrern aus dem Laienstande und unter gänzlichem Ausschluss der Geistlichkeit durchgeführt worden. Jede Gemeinde sollte ihre Primarschule — welchen Namen diese Schulen in der Schweiz richtig statt des gänzlich unmotivirten Volks- oder Elementarschule führen — erhalten mit höchstens siebenzig Schülern in einer Klasse, mindestens in jedem Bezirkshauptort sollte eine über die Ziele der Primarschule hinausgehende Secundarschule, in der Hauptstadt selbst eine höhere kantonale Lehranstalt gegründet werden. Der Stadt Murten, die zu allen Zeiten sehr viel für ihr Schulwesen

getan hat, wurde das Recht eingeräumt, ihre Schulen in der bisherigen Einrichtung zu behalten, jedoch erhielt sie aus Statsmitteln nur den gleichen Zuschuss, wie die übrigen Bezirkshauptorte für ihre Secundarschulen.

An der Spitze des gesamten Unterrichtswesens stand der *directeur de l'instruction publique*, der zugleich Mitglied des Statsrats war, unter dem für die Ueberwachung der Primarschulen drei weltliche Schulinspectoren tätig waren. Erziehungsdirector war Herr Julien Schaller, ein — obwol einer alten Freiburger Patrizierfamilie entstammend — aufgeklärter und höchst freisinniger Mann, der längere Zeit auf deutschen Hochschulen gewesen war und sich der ihm gestellten Aufgabe mit der ihm eigenen Energie unterzog. Wären ihm seine Collegen im Statsrat ähnlich gewesen, der traurige Umschwung des Jares 1856 hätte sich möglicherweise weniger brutal gemacht, als es tatsächlich geschah. Seiner Energie gelang es auch, dem Kanton eine Eisenban trotz der grössten finanziellen Schwierigkeiten zu verschaffen. Er ist seit dem als Director der Berner Statsban gestorben.

Die Kantonsschule unter der Direction von Alexandre Daguët, einem auf dem Gebiete der Kantons- und allgemeinen Schweizergeschichte geschätzten Historiker, in dem ich meinen Examiner für die Geschichte wiedererkannte, während der Philologe sich später als katholischer Geistlicher entpuppte, ein sehr liebenswürdiger Herr, der zu gleicher Zeit Kantonsbibliothekar war, umfasste: erstens das Progymnasium mit zwei Klassen und Jareskursen, zweitens das Gymnasium in zwei Sectionen, der literarischen mit drei Klassen und Jareskursen und der industriellen mit zwei solchen und drittens das Lehrerseminar in zwei Abteilungen, einer deutschen und einer französischen mit je zwei Klassen und Jareskursen. Ausserdem gab es eine Vorbereitungsclass für die Schüler nicht französischer Zunge, um sie in einem Jare zum Eintritt in die eigentliche Kantonsschule vorzubereiten, und die sogenannten akademischen Curse, Philosophie mit zwei und Jurisprudenz mit drei Lehr-

stülen. Das Unterrichtsgesetz hatte auch einen theologischen Cursus in Aussicht genommen, dieser Punkt des Programms kam aber wenigstens während meiner Anwesenheit in Murten nicht zur Ausführung.

Die Pensen wichen wesentlich von denen der preussischen Gymnasien und Realschulen ab. Auf dem Progymnasium wurde im ersten Jare zwei Stunden wöchentlich Religion, neun Stunden französisch, sechs deutsch, vier Mathematik, zwei Buchhaltung, zwei Schweizergeschichte, zwei Geographie, zwei Schönschreiben, zwei Zeichnen und drei Gesang und im zweiten Jare zwei Stunden wöchentlich Religion, sechs Stunden Französisch, fünf Deutsch, vier Latein, vier Mathematik, zwei geometrisches Zeichnen, zwei Buchhaltung, zwei Schweizergeschichte, zwei Geographie, zwei Technologie, zwei Schönschreiben, zwei Freihandzeichnen und zwei Gesang gelehrt, und zwar wurde in den vier lateinischen Stunden die ganze Formenlehre und die Nominalsyntax nach der Grammatik von Alvarez absolvirt, sowie die ersten sechszen Fabeln des ersten Buchs Phädrus und drei Bücher Eutrop mündlich und schriftlich übersetzt.

Auf dem Gymnasium kam das Griechische hinzu, und zwar im ersten Jare, wobei aber nicht übersehen werden darf, dass der Eintritt ins Progymnasium erst nach vollendetem zwölften Lebensjar und in der Regel noch später erfolgt, und man es daher in der untersten Klasse mit vierzenjährigen und älteren Schülern zu tun hat, fünf Stunden wöchentlich Grammatik von Theil bis zum regelmässigen Verb incl. und Aesop's Fabeln und Lucian's Todtengespräche; im zweiten Jare mit gleichfalls fünf Stunden Beendigung der Formenlehre und Plutarch, Xenophon's Memorabilia und Homer Ilias drei Gesänge, endlich im dritten Jar Absolvirung der Syntax und Demosthenes Philippica, ein Buch von Thukydides und Sophocles Philoctet und Oedipus Colon. Im Lateinischen wurde im ersten Jare neun Stunden wöchentlich Caesar de bello gallico fünf Bücher und Ovid Metamorph., im zweiten mit acht Stunden Livius, Cicero's Briefe ein Buch, Vergil Eclogen und Georgica und Horat. ars poëtica;

und im dritten Jare in drei Stunden drei catilinarische Reden, Tacitus Annalen, Horat. ausgewählte Oden, Episteln und Satyren und Vergil Aeneis gelesen, daneben fünf Stunden Literaturgeschichte. Dass bei dieser Art der Behandlung eine statarische, in alle grammatischen Details mit pedantischer Gründlichkeit eingehende Lectüre, wie sie auf unsern Gymnasien getrieben zu werden pflegt, nicht möglich ist, liegt auf der Hand, dafür erlangten aber die Schüler auch eine Gewandtheit und Fertigkeit im Uebersetzen, die mich bei den Prüfungen am Schluss des Schuljars warhaft in Erstaunen setzte und um die sie mancher unserer preussischen Abiturienten hätte mit Fug und Recht beneiden können. Ferner der Muttersprache waren sechs und im letzten Jare sogar acht Stunden wöchentlich, dagegen der Mathematik nur zwei Stunden wöchentlich gewidmet. Den Unterricht in der Religion eine Stunde, im Deutschen vier, resp. drei, in der Geschichte zwei, Geographie zwei, Freihandzeichnen zwei und Gesang drei Stunden hatten die Literargymnasiasten mit den Industrieschülern gemeinsam, welch letztere ihres Theils gesondert im Französischen sechs Stunden, Mathematik fünf, Buchhaltung fünf, Physik drei, Chemie zwei, Naturgeschichte zwei, geometrisches Zeichnen und Feldmessen zwei Stunden wöchentlich unterrichtet wurden. Die Gymnasiasten hatten also volle vierundzwanzig resp. fünfundzwanzig wöchentliche Stunden sprachlichen Unterricht, aber durchaus nicht zum Nachteil der jungen Leute. Im Gegenteil in Folge dieser massenhaften Voranstellung des sprachlichen Unterrichts erlangen sie eine Gewandtheit und eine Fertigkeit im schriftlichen und namentlich mündlichen Ausdruck, die warhaft erstaunlich ist, und ich habe beispielsweise junge Leute, die erst wenige Monate vorher aus der Schule entlassen worden waren, in öffentlichen Versammlungen ihre Ansichten mit einer logischen Schärfe und Klarheit entwickeln hören, auf Grund deren sie es mit gewiegten Parlamentsrednern hätten aufnehmen können. Und hier dürfte der Ort sein, noch einen Punkt zu betonen, der meiner Ansicht nach auf den höheren Schulen in Deutschland viel zu sehr vernach-

lässigt wird. Nicht nur, dass die Schüler der oberen Klassen in den Schweizer Schulen regelmässig theoretisch in Rhetorik und Stilistik unterwiesen werden, sie erhalten auch in richtiger Erwägung des Umstands, dass der Mensch unverhältnismässig häufiger in den Fall kommt, seine Ansichten mündlich als schriftlich zu äussern, auf der Schule ausreichende Gelegenheit, diese Fertigkeit zu üben durch mündliche Vorträge meist über Gegenstände der Lectüre und des theoretischen Unterrichts. Dazu gehört aber Zeit, und in dieser Beziehung waren die Schüler der oberen Klassen der Freiburger Kantonsschule mit ihren sechs resp. acht Stunden wöchentlich in der Muttersprache gewaltig im Vorsprunge vor den Primanern und Secundanern unserer Gymnasien und Realschulen, die nur mit zwei oder drei Stunden kümmerlich bedacht werden. Dazu gehören aber auch zweitens die geeigneten Lehrkräfte, an denen wir in Deutschland gerade auch nicht eben Ueberfluss haben. Aber dies ist ja bereits alles von Professor Laas in Strassburg so überzeugend nachgewiesen worden, dass hoffentlich recht bald das neue Unterrichtsgesetz auf unseren Gymnasien und Realschulen diesem Uebelstande abhelfen wird, wie so manchem anderen, woran unser höheres Unterrichtswesen zur Zeit noch krankt. Die philosophischen Curse umfassten Geschichte der Philosophie, welche der schon genannte Daguet vortrug, und Encyclopädie der Philosophie, für die ein Badischer Flüchtling gewonnen war; eigentlich seines Zeichens Jurist trieb er änlich Herrn von Kirchmann Philosophie aus Liebhaberei. Die juristischen bezogen sich auf allgemeines und specielles Schweizer und Kantonsrecht, Civil- und Criminalprozessverfahren u. s. w., sowie auf medicina forensis. Ich bemerke noch, dass ich die beste Gelegenheit, die Unterrichtsverhältnisse an der Freiburger Kantonsschule kennen zu lernen dadurch erhielt, dass ich alljährlich nach Freiburg berufen wurde zur Mitwirkung an den öffentlichen Prüfungen am Schluss des Schuljahres, die übrigens nicht zu einer blossen Schaustellung herabsanken, wie bei uns, wo eine Klasse in höchstens dreissig Minuten und in der Regel nur in einem

Gegenstände auftritt, sondern mit grösster Gewissenhaftigkeit wo möglich in allen Gegenständen und mit dem richtigen Aufwand von Zeit vorgenommen wurden, wie ich es übrigens auch später noch an anderen Schweizer Lehranstalten gefunden habe.

Die Schule in Murten, mit deren Direction ich von dem Statsrat des Kantons Freiburg betraut worden war, nam, wie ich schon Gelegenheit gehabt habe zu erwänen, in dem Schulorganismus des Kantons eine Sonderstellung ein, weil der Stat die Gemeinde, die zu allen Zeiten auf das Erfreulichste bestrebt gewesen war, ihr Schulwesen zu heben, nicht zwingen wollte, sich mit einer blossen Secundarschule, wie solche durch das neue Unterrichtsgesetz für einen jeden der sieben Bezirke in Aussicht genommen worden war, zu begnügen. Dieselbe gliederte sich in eine vierklassige Primarschule für beide Geschlechter und im Anschluss an diese in eine höhere Primartöchter-schule mit zwei und eine höhere Knabenschule mit vier Klassen für die Mädchen und Knaben über zwölf Jare. Der Eintritt in die Primarschule erfolgte mit dem vollendeten siebenten, die Schulpflichtigkeit hörte auf mit dem zurückgelegten vierzenten Lebensjare. Die Knabenschule, die also über das Lehrziel der Secundarschule hinausging, fürte daher auch den Namen *école secondaire du Lac et école supérieure de garçons à Morat*. Und dabei darf man nicht übersehen, dass Murten im Jare 1850 nicht mehr als 1741 Einwoner zälte, also kam auf 170 Köpfe der Bevölkerung oder, wenn man nach den Erhärtungen der Statistik die Zal der schulpflichtigen Kinder auf ein Sechstel der Bevölkerung annimmt, auf je achtundzwanzig Kinder in schulpflichtigem Alter eine Klasse. Um in demselben Verhältnisse, wie in Murten den Bedürfnissen zu entsprechen, würden in Berlin nicht weniger als 4770 Klassen nötig sein, aber wie weit ist es nicht davon entfernt!

Was nun die höhere Knabenschule anbetrifft, das eigentliche Feld meiner Lehrtätigkeit, so hatte sie unter meiner Mitwirkung folgende Organisation erhalten. Dieselbe, die laut Gesetz über den öffentlichen Unterricht die Vervollständigung

des Primarunterrichts bezweckte, um denjenigen jungen Leuten, welche sich einer industriellen Laufban oder den klassischen Studien widmen wollten, die erforderliche Vorbildung zu geben, enthielt wie schon gesagt vier aufeinander folgende Klassen von je einem Jahrescourse, deren Schüler in einander ergänzenden Lehrgängen in Religion, deutscher Sprache, französischer Sprache, lateinischer Sprache (facultativ), Arithmetik und Geometrie nebst Feldmesskunst, nationaler und allgemeiner Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre, Anthropologie, Verfassungslehre, Schönschreiben, Zeichnen, Buchhaltung, Gesang, Turnen, Schwimmen und militairischen Uebungen unterrichtet wurden, und zwar wurden zum unentgeltlichen Besuch der Schule alle jungen Leute, die im Seebezirk wonten, zugelassen, sobald sie das zwölfte Lebensjahr angetreten hatten, geläufig lesen und eine leichtere Erzählung ohne grobe Verstösse schriftlich wiedergeben konnten und ferner einige Gewandtheit im Rechnen der vier Species in ganzen benannten Zalen besaßen, also ungefähr das leisteten, was wir auf den preussischen Schulen, abgesehen vom Lateinischen, für die Aufnahme in die Quinta eines Gymnasiums oder einer Realschule verlangen. Da aber auf der Primarschule schon französisch angefangen wurde, die Knaben vom Lande jedoch in der Regel ohne Vorkenntnisse darin waren, so bestand für sie noch eine französische Vorbereitungs-klasse, die jedoch später, als durch die Verlegung einiger Uhrmacher-Etablissements aus den neuenburger Bergen nach Murten die französisch sprechende Bevölkerung zunahm, durch eine deutsche Vorbereitungs-klasse ersetzt wurde. Das Lateinische war nur mit drei Stunden wöchentlich bedacht, da aber die Zahl der Schüler, die Latein lernten, immer nur sehr gering war, in den einzelnen Klassen nie über vier bis fünf, so wurde dennoch ganz Erfreuliches geleistet, und ich habe stets im vierten Jahre Caesar mit dem besten Erfolge lesen können. Auch in den übrigen Gegenständen würden die Schüler nach Ablauf des vierten Jahres den Bedingungen sehr wohl genügt haben, an die wir die Aufnahme in die Secunda einer Realschule erster Ordnung knüpfen; im

Deutschen und namentlich im Französischen leisteten sie sogar bei allerdings sechs Stunden wöchentlich vier Jare lang erheblich mehr.

Von dem Unterrichtsplan der preussischen Realschulen abweichend und der Murtner Schule eigentümlich war eigentlich nur der Unterricht in der Feldmesskunst, in der Verfassungslehre und in den militairischen Uebungen. Die Zweckmässigkeit des ersteren, in einer Gegend, die überwiegend Acker- und Rebbau treibend ist, bedarf keiner Begründung; Kenntniss der Verfassung und der hauptsächlichsten Landesgesetze würde aber überall sehr wol am Platze sein. Der Unterricht, der die offizielle Bezeichnung instruction civique fürte, bezog sich in der vierten Klasse, der obersten — die Klassen wurden von unten gezählt —, auf Verfassungsgeschichte der Schweiz und Erklärung der eidsgenössischen Verfassung vom Jare 1848, und in der dritten auf Verfassungsgeschichte des Kantons und Erklärung der Freiburger Verfassung vom Jare 1847. Ich erteilte den Unterricht selber und wurde so zu eingehender Beschäftigung mit der Verfassungsgeschichte der Kantone der westlichen Schweiz veranlasst, deren Resultate ich späterhin auch literarisch verwertete.

Die militairischen Uebungen waren, natürlich nach vorher eingeholter Genemigung der Erziehungs-Direction in Freiburg und mit Zustimmung der Gemeindebehörden erst durch mich eingeführt oder richtiger — sie hatten schon in früheren Jaren bestanden, doch mein Amtsvorgänger, ein Deutscher, der kein Verständnis dafür hatte, hatte sie wieder einschlafen lassen — wieder in's Leben gerufen. Die Uniform bestand in dunkelblauem Waffenrock mit rotem Vorstoss und niedrigem Käppi von derselben Farbe, und kam, da wir das Tuch im Grossen einkauften, den Eltern bedeutend billiger zu stehen, als irgend eine Civilkleidung. Den Unbemittelten wurde sie gratis geliefert. Die Waffen, nette belgische Percussionsflinten in drei verschiedenen Grössen, erhielten wir vom State. Da die Zal der Schüler noch im ersten Jare meiner Direction von neunund-

dreissig auf dreiundachtzig gestiegen war, so bildeten sie eine ganz stattliche kleine Compagnie mit selbstgewählten Offizieren und Unteroffizieren. Anfänglich war ich natürlich bei der Anregung dieses Gedankens von verschiedenen Seiten auf Opposition gestossen, ich liess mich aber dadurch nicht irre machen, weil ich, abgesehen von dem grossen Nutzen, den es in einem Lande mit allgemeiner Werpflicht haben muss, wenn der junge Bürger schon vor dem Eintritt ins Heer mit der Handhabung der Waffe und den einfacheren Bewegungen bekannt wird, darin nicht nur eine Unterstützung der Schulzucht im allgemeinen erkennen zu dürfen glaubte, sondern in der militärischen Disciplin, wie sie in diesen bewaffneten Corps gehandhabt werden musste, ein Moment entdeckte, dessen Einwirkungen weit über die Schule hinaus und ins bürgerliche Leben hineinreichen. In der Schule wird die Disciplin von dem Lehrer geübt, einer Person, die durch Kenntnisse, Lebenserfahrungen und sittliche Reife weit über dem Zöglinge steht, die vom Zögling als zeitweiser Stellvertreter des Vaters erkannt und begriffen wird, die also von oben her ihm Lob und Rüge, Belehrung und Strafe zu Theil werden lässt. Ganz anders ist es mit der Disciplin in einem Cadettencorps, wie das Murtner. Wenn dieselbe auch zur Hebung der Schulzucht, wie wir gezeigt haben, tätig beiträgt und sie kräftiglich unterstützt, so unterscheidet sie sich doch wesentlich von dieser wieder durch die Art und Weise, in der sie gehandhabt wird. Hier ist es nemlich nicht wie in der Schule eine Person in Lebensverhältnissen, die dem Kinde fremd sind, die die Zucht ausübt, eine Person, die dem Kinde schon deshalb imponirt, hier ist es nicht Jemand, dessen Stellung dem Zögling gegenüber von diesem richtig als die des Vaters zum Sone erkannt und begriffen wird; hier ist es der Mitschüler dem Mitschüler gegenüber, der plötzlich den Ton des Befelshabers anschlägt, hier muss der Knabe seinen eigenen Willen dem eines Kameraden unterordnen, der mit ihm sonst auf derselben Schulbank sitzt, ja ihm vielleicht an Kenntnissen und sittlicher Reife nachsteht, hier tritt der Spielkamerad, der

dem Knaben sonst als seinesgleichen gilt, zu ihm in ein übergeordnetes Verhältniss. Ebenso ist es aber auch im bürgerlichen Leben. Vor dem Gesetze sind alle Bürger gleich und dennoch nimmt der eine vor dem andern eine übergeordnete Stellung ein, sobald er mit einer bürgerlichen Beamtung betraut wird. Unterscheidet nun stets der Beamte mit richtigem Takte zwischen seiner amtlichen Stellung und dem sonstigen bürgerlichen Verkehr und weiss auch jeder einzelne Bürger wieder einen Unterschied zu machen zwischen dem Beamten als solchem und als Bürger dem Bürger gegenüber, so werden sich auf der einen Seite nirgends mehr Klagen über die Ausschliesslichkeit des Beamtenstandes und das Aufkommen eines gewissen bureau-tischen Wesens vernemen lassen und auf der anderen Seite wird auch die Stellung des bürgerlichen Beamten an Würde und mithin auch an Wirksamkeit gewinnen und zunehmen, ja es werden dann weder Eingriffe in die bürgerlichen Rechte des Einzelnen von Seiten eines Beamten oder einer ganzen Behörde vorkommen, noch auch Widersetzlichkeiten oder selbst Aufrur jener gegen diese. An eine solche Denkungsart zu gewöhnen, solche Gesinnung schon früh dem Geiste des Knaben einzuflössen, wird ein so wie das Murtnen organisirtes Schülercorps und seine Disciplin wirksam mithelfen. Und so wurde denn auch schliesslich alle Welt mit der neuen Institution aufs beste ausgesönt und mit Freude und Stolz erfüllt, wenn sie die kleinen Krieger zu dem Schall der Trommel in kriegerischem Waffenschmuck stolz im Bewusstsein ihrer jugendlichen Kraft die Strassen des Städtchens durchziehen sahen.

Ausser mir, der ich neben dem Unterricht in der Verfassungslehre noch den deutschen, lateinischen und Geschichtsunterricht in den beiden oberen Klassen erteilte, waren an der Anstalt drei Hauptlehrer und fünf Hülflehrer tätig, welche letztere zum Teil auch an der höheren Primartöchter Schule beschäftigt waren. Hervorragende Talente waren sie sämmtlich nicht, aber brave Menschen und pflichtgetreue Lehrer, denen ihre Aufgabe am Herzen lag und die sich im Interesse der Sache

mir gern und willig unterordneten, obwol sie zum Teil über zwanzig Jare älter waren als ich. Einem von ihnen, dem Lehrer der französischen Sprache an der Anstalt, bin ich auch noch persönlich zu grossem Danke verpflichtet. In Lôle im Kanton Neuenburg geboren, war er sehr jung mit seinen Eltern — der Vater war Uhrmacher — nach Breslau gekommen, hatte dort das Gymnasium durchgemacht und schliesslich Theologie studirt. Da es ihm aber als Schweizer nicht gelingen wollte, in Preussen eine Pfarrstelle zu erlangen, war er in die Heimat zurückgekehrt, aber im Kanton Neuenburg, dessen Geistlichkeit durchweg hyperorthodox war, kam er als Schüler des Rationalisten David Schulz aus dem Regen in die Traufe, und sah sich schliesslich genötigt, die Theologie an den Nagel zu hängen und sich dem Lehrerberufe zu widmen. Jeanneret war ein feiner Kenner seiner Muttersprache und von einer seltenen Belesenheit in der französischen Literatur, in die mich einzuführen ihm das grösste Vergnügen machte, so dass wir wol täglich ein, zwei Stunden und länger zusammen waren und mit einander arbeiteten. Wie ich weiss, ruht auch er schon seit Jaren in der Erde, möge sie ihm leichter sein, als es ihm das Leben war; er hat sich redlich gequält und geplagt und starb doch als Hagestolz, weil er, ehe er es zu einer gesicherten Existenz brachte, mittlerweile über die ersten Jugendjare weit, weit hinausgekommen war.

Von den übrigen war noch einer, der Mathematiker, romanischen Stammes, ein französischer Berner aus dem protestantischen Teile des Jura, und einer, der Gesanglehrer, ein Bayer, der in seinen jungen Jaren im südlichen Deutschland als Violinspieler Furore gemacht hatte, die anderen waren sämtlich deutsche Schweizer aus den verschiedensten Kantonen, der eine von ihnen zu gleicher Zeit diacre oder Helfer, d. h. er hatte die Verpflichtung als Prediger einzutreten, wenn einer von den protestantischen Geistlichen im Bezirke behindert war, den Gottesdienst abzuhalten. Sogenannte Literaten mit Universitätsbildung waren wir also nur unser drei, aber nichtsdestoweniger

hätte es in Bezug auf die Leistungen die Schule mit jeder gleichartigen preussischen Anstalt dreist aufnehmen können; auch für den Lehrer verlangt man nemlich höchst verständiger Weise in der Schweiz nicht, dass er sich seine Bildung auf einem vom State genau vorgeschriebenen Wege verschaffe, ausserhalb dessen kein Heil ist, sondern, dass er einmal das Zeug zum Lehrer habe und zweitens dass er die erforderliche allgemeine Bildung und das nötige Mass von Specialkenntnissen besitze, gleichviel wo und wie er sie sich erworben haben mag. Dafür werden die Lehrer aber immer nur — was gar nicht so übel ist — auf Zeit angestellt, im Kanton Freiburg war die Amtsdauer eine vierjährige. So hatte ich später an einer anderen Anstalt einen romanischen Bündner zum Collegen, der längere Jare in Norddeutschland als Conditorgehilfe gelebt und sich dann auf dem eidsgenössischen Polytechnikum in Zürich durch den Besuch mathematischer Vorlesungen zum Lehrer ausgebildet hatte. Er ist der Verfasser eines von den Fachmännern sehr geschätzten Lehrbuchs der Axonometrie, das auch sofort nach seinem Erscheinen in's Französische übersetzt wurde. Später wurde er Director des Lehrerseminars in Chur, in welcher Stellung er Anregung fand zur Abfassung einer „Pädagogik“, die gleichfalls durchweg in den pädagogischen Journalen eine sehr günstige Beurteilung gefunden hat.

Die Secundar- und höhere Knabenschule stand unmittelbar unter der Erziehungs-Direction, so dass also der schon genannte Statsrat Schaller, der mit dem Departement des öffentlichen Unterrichts betraut war, mein unmittelbarer Vorgesetzter war. Zur Signatur der damaligen Verhältnisse theile ich die von dem preussischen Kanzleistil allerdings wesentlich abweichende Fassung seiner Rescripte, wie sie zu Dutzenden vor mir liegen, mit:

Au directeur de l'école secondaire de Morat.

Citoyen,

La direction a reçu votre rapport du concernant

les écoles de la ville de Morat. Elle apprend avec plaisir que etc. etc.

Salut et fraternité!

Le directeur
sign.

Die Primarschulen standen unter der Inspection eines der drei Kantons-Schulinspectoren, von denen ich schon gesprochen, da derselbe aber katholisch war, so vertrat ich ihn für die protestantischen Schulen. Dadurch erhielt ich mehrfach Gelegenheit behufs Besetzung vacanter Stellen in den verschiedenen Schweizer Seminaren gebildete Lehrer zu prüfen, an denen ich im allgemeinen dieselben Erfahrungen machte, die mir auch an den Lehrern aus der Diesterweg'schen Schule vielfach entgegengetreten sind, dass bei ihnen mehr auf das multa als das multum hingearbeitet worden war. Für die Murtner Primarschulen existirte noch eine besondere Local-Aufsichtsbehörde, die städtische Schuldeputation mit etwa denselben Befugnissen, wie die der ebenso genannten Behörden bei uns, und in der ich als technisches Mitglied Sitz und Stimme hatte. In den ersten Sitzungen fiel es mir auf, mit welcher Genauigkeit der Stadtsecretair immer die Namen der Anwesenden notirte. Als ich die Veranlassung erfuhr, konnte ich sie nur billigen. Da nemlich der praktische Schweizer verständigerweise von Niemand eine unentgeltliche Leistung beansprucht, so erhielten auch die Mitglieder der Schuldeputation Sitzungsgelder.

Für die drei Schulen war kurze Zeit vor meinem Eintritt ins Amt ein gemeinsames, schönes, massives, dreistöckiges Schulhaus von neun Fenstern Front mit zwei Seitenflügeln erbaut worden, das ausser den sehr geräumigen und zweckmässig eingerichteten Klassenzimmern, an denen ich nur die allzusehr austrocknende Luftheizung auszusetzen hatte, einen Zeichensaal, ein Arbeitszimmer für die weiblichen Handarbeiten, eine Aula, die Stadtbibliothek, die ich gleichzeitig als Conferenzzimmer benutzte, ein Naturaliencabinet und eine Rüstkammer enthielt. In der Nähe von Murten wurde bekanntlich am 22. Juni 1476

Karl der Küne von den Schweizern aufs Haupt geschlagen und, wie die Sage geht, zentausend von seinen Kriegern in den Murtensee versprengt, die Rüstkammer enthält die damals gemachte Beute, die noch alljährlich durch weitere Funde auf dem Grunde des Sees vermehrt wird. Die Stadtbibliothek stand dem Publicum zu unentgeltlicher Benutzung zweimal wöchentlich offen, von wertvolleren Sachen mache ich nur die Monumenta von Pertz und die Encyclopädie von Ersch und Gruber namhaft. Stadtbibliothekar war der schon als Mitglied des Bezirksgerichts aufgeführte Buchbindermeister, ein eingewanderter Bayer, ein höchst intelligenter Mann von recht hübscher allgemeiner Bildung. Vor einiger Zeit ersah ich aus einer Freiburger Zeitung, dass er durch den grossen Rat ins Kantonsgericht gewält worden ist. Ob er sich wol nach der deutschen Heimat zurück-senen mag, wo er — er war von Hause aus ganz mittellos — warscheinlich noch heute sein Brod als Buchbindergesell verdienen müsste? Und wann wird auch für Deutschland die Zeit kommen, dass man die brauchbaren Leute hernimmt, wo man sie findet, statt dass, wie bis jetzt, erst die Erfüllung vom State gesetzter äusserlicher Bedingungen die Leute brauch-bar macht?

Der Aufwand für die Secundarschule belief sich an Lehrer-gehältern u. s. w. auf 9300 Franken, woran ein Statszuschuss von 1300 Franken geleistet wurde, so dass also die Gemeinde 8000 Franken aufbringen musste, was bei einer Bevölkerung von 1700 Seelen etwa $4\frac{3}{4}$ Franken jährlich macht; in dem gleichen Verhältniss würde Berlin allein für seine höheren Schulen die Summe von 3,942,500 Franken oder etwas über eine Million Taler aufzuwenden haben. Barmherziger Gott, wie riesig bleibt die Metropole deutscher Intelligenz in dieser Beziehung hinter dem kleinen Schweizerstädtchen zurück! Dafür reichte aber auch dort für den Sicherheitsdienst ein Polizeicommissär in Civilkleidung, der zu gleicher Zeit Barbier war und eine offene Barbierstube hielt, und ein Sergeant nebst drei bis vier Nachtwächtern aus. Uebrigens waren die Lehrergehälter,

wie alle Gehälter in der Schweiz, nicht bedeutend, ich z. B. hatte als Director nur ein Jareseinkommen von 1739 Franken 10 Centimes (dieser wunderliche Gehaltssatz rührte davon her, dass vor der Einführung des französischen Münzsystems der Gehalt auf 1200 Schweizer Franken normirt gewesen war) und der der Lehrer dem entsprechend niedriger, aber bei den fabelhaft niedrigen Preisen in damaliger Zeit waren sie mehr als auskömmlich, zalte ich doch für möblirte Wohnung von zwei Zimmern nebst Frühstück nicht mehr als etwa vier Taler und für mein Diner im besten Gasthof fünf Taler monatlich. Da blieb denn ausreichend übrig, um alljährlich in den Sommer- und Herbstferien grössere Reisen im Lande zu machen, und das habe ich denn auch redlich ausgeführt. Im Sommer wurden, das Jar 1851 ausgenommen, in dem ich einen längeren Urlaub nam und das südliche Frankreich und Algerien besuchte, die Alpen bereist, in den kürzeren Herbstferien waren die Freiburger Berge oder der Jura das regelmässige Reiseziel. So kam es denn, dass ich im Lauf der Jare allmählig an die dreissig verschiedene Alpenpässe überschritt und mit Vorliebe solche, die zu jener Zeit noch nicht von den Touristen aufgesucht wurden, wie Sanetsch, Rawyl, Lötschpass, Monte Moro, Col de Cervin u. s. w. und sämtliche Kantone der Schweiz mehrmals zu besuchen Gelegenheit erhielt. Den Glanzpunkt in den Freiburger Bergen bildet der über 6000' hohe Moléson in den sogenannten Greyerzer Alpen. Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch jedesmal Freund D'Ester aufgesucht, der sich in dem nicht weit davon entfernten Städtchen Châtel St. Denis als praktischer Arzt niedergelassen hatte und dem es in kurzer Zeit gelungen war, sich eine seltene Beliebtheit im Lande zu erwerben, wozu nicht wenig sein ausserordentliches Sprachtalent beigetragen haben mochte, das es ihm möglich machte, sich das schwierige romanische Patois jener Gegend so anzueignen, dass er es geläufig sprechen konnte. Jetzt ruht er auch schon in der kühlen Erde dort oben, ohne dass es ihm noch einmal vergönnt gewesen war, sein liebes Köln und sein Töchterchen wieder

zu sehen. D'Ester war ein urgemüthlicher Mensch und es konnte Einem bei ihm wol sein. Wer ihn nur aus seiner etwas bissigen parlamentarischen Wirksamkeit kennt, wird sich das kaum denken können. Mir aber bleiben die Abendstunden unvergesslich, wenn er von seiner höchst ermüdenden Praxis zurückgekehrt, die er zu Pferde warnemen musste, mir von der rheinischen Heimat erzählte oder zum Bügelhorn griff, das er mit einiger Virtuosität blies, oder in urkomischer Weise die Vorzüge seiner Wohnung pries, die es ihm ermöglichten, ganz beliebig die Wassermenge des mittelländischen Meeres oder der Nordsee zu vermeren. Châtel St. Denis liegt nemlich auf der Wasserscheide der Veveyse, die in den Genfersee fällt, und der Broye, die durch den Murtner und Bielersee schliesslich unter dem Namen Ziel in die Aare und mit dieser in den Rhein fliesst.

Deutsche Flüchtlinge blieben, nachdem alle diejenigen, die sich keine feste Existenz zu gründen vermocht hatten, auf Kosten der Eidsgenossenschaft nach America spedirt worden waren, ausser mir und dem Schriftsetzer aus Baden, der sich auf die Advocatencarrière geworfen, ein Feldmesser aus Waldshut, der später nach Freiburg übersiedelte und auf Grund seiner Bemühungen um die Freiburger Eisenban dort noch jetzt eine sehr ehrenvolle Stellung einnimmt, ein Bierbrauer aus Karlsruhe, der eine Brauerei am Orte acquirirt hatte, und der aus seiner politischen Tätigkeit in Berlin bekannte Schriftsetzer Born. Born hatte das Gymnasium seiner Vaterstadt Lissa bis in die mittleren Klassen besucht, aber auch noch später an seiner Bildung emsig weiter gearbeitet und besass in den Literaturen der modernen Völker eine nicht gewöhnliche Belesenheit. In Murten hatte er die einzige Druckerei gekauft, die im Orte existirte und die ihm auch, da in Murten ein politisches Blatt erscheint und es ihm auch an Regierungsarbeiten nie felte, reichliche Existenzmittel gewärt haben würde, aber zu seinem Glücke duldete es ihn nicht hinter dem Setzerkasten, und so verkaufte er sein Geschäft nach einigen Jaren wieder und ging zuerst als Privatlehrer nach Schaffhausen, später war er eine

Zeit lang Lehrer an dem Zürcher Lehrerseminar in Küsnach und jetzt ist er schon seit einer Reihe von Jahren Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Academie in Neuenburg, einer Universität ohne medicinische Facultät. Schon während seines Aufenthalts in Murten hatte er zwei historische Dramen, Etienne Marcel und Hans Waldmann, geschrieben, die in Bern und Zürich mit Beifall über die Bühne gingen. Dass wir Deutsche treulich zusammenhielten, bedarf keiner besonderen Versicherung, aber auch sonst waren die geselligen Verhältnisse in Murten von der Art, dass es sich auch für einen Junggesellen dort ganz gut leben liess und wie man sie in einer deutschen Stadt von gleicher Unbedeutendheit so leicht nicht wieder finden wird.

Die Schweiz ist das Land der Vereine, und so felte es daran auch in Murten nicht. Wir hatten einen Schützenverein, einen gemischten Chor, einen Männergesangverein u. s. w., die sich regelmässig in der Woche zu ihren Uebungen versammelten, letztere auch von Zeit zu Zeit mit einer grösseren Aufführung in die Oeffentlichkeit traten, zu welchem Zweck ein geräumiger Saal auf dem Rathause ausgebaut worden war. Und da sich alle derlei Vereine wieder zu Kantonalverbänden zusammentun, die dann wieder ihrerseits ihre Centren in den grossen eidgenössischen Vereinen haben, so machte man auch die regelmässig wiederkehrenden Kantons- und eidgenössischen Feste mit, die in einem bestimmten Turnus an den verschiedenen Orten abgehalten wurden. So erhielt ich nicht nur Gelegenheit all diese Feste im Kanton Freiburg mitzumachen und die übrigen Städte in demselben mehrfach zu besuchen, sondern mich auch an einem grossen Musikfest in Bern, sowie an den eidgenössischen Freischiessen in Solothurn, Genf, Bern, Zürich und Stans zu beteiligen, an denen sich die Zahl der Festgäste immer auf Zehntausende belief und man doch bei den trefflichen Einrichtungen, die der praktische Sinn der Schweizer zu treffen versteht, immer sicher sein kann, sich mit seinen Bekannten zusammen zu finden. Das Hauptfest für Murten war aber doch der alljährlich mit

grossen Prunk gefeierte Jarestag der Schlacht bei Murten, der zweiundzwanzigste Juni, der sogenannte Zentausedritterttag oder auch schlechthin die Solennität genannt, weil damit ein Schulfest verbunden war. Nachdem dann schon am frühen Morgen die Tambours des Cadettencorps in den festlich geschmückten Strassen Réveille geschlagen, versammelte sich um neun Uhr die gesammte Schuljugend im Schulhause und begab sich in feierlichem Zuge in die deutsche Pfarrkirche, wo der Director nach altem Brauch die Festrede vor dem Taufisch hielt, der bekanntlich in den reformirten Kirchen den Altar ersetzt, und dann der Stadtmann an die fleissigsten Schüler und Schülerinnen die Preise und an sämmtliche Zöglinge ein kleines Geldgeschenk verteilte. Nachmittags fand dann in der Nähe eines Wirtshauses in der Nachbarschaft, an denen in der Schweiz nirgends Mangel ist, ein kleines Manöver der Cadetten statt, nach welchem Jung und Alt sich an Spiel und Tanz erfreuten, um nach eingenommenem Inbiss am Abend unter bengalischer Beleuchtung wieder in die Stadt einzuziehen. Was man in solchen Festreden dem Schweizer Publicum bringen darf, werden die Themata einiger zeigen, die ich noch unter meinen Papieren gefunden habe: „Einfluss der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften auf die Charakterbildung“, „Bildung die Quelle des Patriotismus“, „Ueber die Bedeutung des Cadettenwesens für die Schule“, „Ueber das Verhältniss des Elternhauses zur Schule in Hinsicht auf die Erziehung der Kinder“; und ich darf die Versicherung hinzufügen, dass die Kopf an Kopf gedrängte Menge lautlos und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit solchen Vorträgen folgt. Die Schule und was von der Schule ausgeht, ist eben in der Schweiz ein integrierender Teil des bürgerlichen Lebens. Oder man beschränkte sich auch wol darauf zu dem Obelisk zu ziehen, der zur Erinnerung an die Schlacht im Jare 1822 an der Stelle des am dritten März 1798 von den Franzosen zerstörten Beinhauses errichtet worden ist und die Inschrift trägt:

Victoriam

XXII. Jun. MCCCCLXXVI

Patrum concordia

partam

Novo signat lapide

Resp. Friburg.

MDCCCXXII.

Im Sommer kamen dann noch Farten über den See und gemeinsame Ausflüge in die überall schöne Umgebung, im Winter Bälle, theils von den Vereinen arrangirt, theils auf Subscription unternommen, Schlittenfarten in die Nachbarkantone Bern, Waadt oder Neuenburg und — in dem Rathause befand sich auch ein hübscher Theatersal mit einer Reihe von Logen oder Lauben, wie man sie in Murten nennt — theatralische Vorstellungen hinzu, die, da man Standesunterschiede in der Schweiz nicht kennt, sondern die Leute da nimmt, wo man Neigung und Anlagen findet, für Dilettantenleistungen sich ganz gut konnten sehen lassen. Aber die Hauptunterhaltung für die männliche Bevölkerung blieb doch immer das Wirtshaus, und eine grössere Freude am Kneipen ist mir sobald nicht wieder vorgekommen, als wie ich sie in Murten fand. Damit mag es wol auch zusammenhangen — in Murten hatte man eine Vorliebe für den unter dem Namen Lavaux bekannten sehr auf die Nerven fallenden Waadtländer Wein — dass die Männer verhältnismässig jung sterben und so Mancher nicht mehr unter den Lebenden weilt, der damals in der Fülle seiner Kraft stand. Namentlich grassirte auch stark das leidige Absinttrinken.

Einer Einrichtung habe ich noch Erwähnung zu thun, die dem Kanton Freiburg ganz eigentümlich war und die auch wesentlich dazu beitrug die Bewohner der verschiedenen Landesteile einander näher zu bringen, der garde civique. Die liberale Partei, die unter dem Schutze der eidsgenössischen Bajonette in patriotischer und sehr aner kennenswerter Weise die Neugestaltung des Kantons und namentlich seine Befreiung von

der Pfaffenherrschaft in die Hand genommen hatte, war ganz entschieden überall im Lande mit einziger Ausnahme des Seebezirks in der Minorität. Um sich daher gegen Ueberrumpelung von Seiten der pfaffenfreundlichen Majorität zu sichern, hatte sich dieselbe in der Weise militärisch organisirt, dass neben der Miliz, zu der ohne Unterschied der Parteifarbe jeder waffenfähige Bewohner des Kantons gehörte, noch ein zweiter bewaffneter Körper existirte, die sogenannte garde civique, in die nur Solche aufgenommen wurden, die sich offen zur liberalen Sache bekannten. Dieselbe bestand der Zahl der Bezirke entsprechend aus sieben Abtheilungen, deren eine jede sich aus Scharfschützen, Artillerie und Infanterie zusammensetzte, mit selbstgewählten Offizieren. Zum Eintritt verpflichtet waren alle, die irgend ein Amt bekleideten bis zu den Chausséewärtern hinab, und so hatte auch ich eintreten müssen; ausserdem war aber, wie schon gesagt, der Eintritt einem jeden gestattet, der sich offen zur liberalen Partei bekannte. Dass übrigens die Einrichtung nicht überflüssig war, davon erhielten wir mehrfach genügend Gelegenheit uns zu überzeugen. Da nemlich die Ausübung der politischen Rechte an den Eid auf die Verfassung geknüpft war, den zu leisten die Opposition nicht mit ihrem Gewissen vereinigen zu können glaubte, insofern die Verfassung die Macht der Kirche erheblich beschränkte, andererseits aber der grosse Rat, der gesetzgebende Körper, auf neun Jahre gewählt worden war, so war die Opposition ausser Stande in den nächsten neun Jahren ihre Ansichten auf verfassungsmässigem Wege zur Geltung zu bringen und also gewissermassen auf gewaltsamen Umsturz oder, wie man derlei Versuche sich zur Gewalt zu verhelfen in der Schweiz nennt, auf den Putsch angewiesen.

Solche Putsche versuchte die ultramontane Partei in der That auch mehr als einmal; der bedeutendste fand im Jahre 1853 statt. Unter der Anführung eines fanatischen Landschulmeisters Namens Carrard, der zu diesem Zwecke aus Rom — er war nemlich im Jahre 1851 wegen eines ersten Versuchs

die Regierung zu stürzen, zu dreissigjähriger Verbannung verurteilt worden — zurückgekehrt war und mit dem der frühere Chef der garde civique, der ihn noch in dem Jahre 1851 selber bekämpft hatte, der Oberst Perrier wegen seiner derangirten Vermögensverhältnisse gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, hatten bewaffnete Bauern namentlich aus dem Saane-, Sense- und Broyebezirk sich 1500 bis 2000 Mann stark in dem in der oberen Stadt gelegenen Lycée festgesetzt, nachdem sie sich der Kanonen des Cadettencorps bemächtigt, wurden aber von der sofort aufgebotenen garde civique in Freiburg angegriffen und nach heftiger Gegenwehr, bei der Carrard nebst einem Dutzend anderer seinen Tod fand, zur Uebergabe gezwungen. Auf Seiten der garde civique fielen drei, darunter der Gesanglehrer der Kantonsschule, der eine Wittwe mit sechs Kindern hinterliess. Da Murten von Freiburg drei Stunden entfernt ist, so trafen wir natürlich zu spät ein, um uns am Kampfe zu betheiligen, jedoch blieben wir längere Zeit als Besatzung in Freiburg, bis die Teilnehmer abgeurteilt waren. Sie wurden übrigens, da nach dem Freiburger Prozessverfahren die Schuldfrage von der Tatfrage zu trennen war, von den Geschworenen — die Teilname an den Wahlen der Geschworenen war nemlich nicht an den Eid auf die Verfassung geknüpft, sodass auch die oppositionelle Mehrheit sich daran beteiligt hatte — sämmtlich frei gesprochen, jedoch civiliter zu Schadenersatz verurteilt, der durchaus nicht gering bemessen wurde; ist mir recht, erhielt allein die hinterbliebene Familie des erwänten Lehrers eine Entschädigung von 25,000 Franken. Da alle Teilnehmer am Aufstande für solidarisch erklärt worden waren, so mussten die Wolhabenden unter ihnen verständigerweise für die mit bezahlen, die nichts hatten.

Aber auch sonst wurde die garde civique alljährlich auf längere oder kürzere Zeit in Freiburg zusammengezogen, dann herrschte daselbst ein sehr bewegtes Leben und die Strassen der alten Züringerstadt hallten wieder von der Freiburger Marseillaise, deren erste Strophe ich noch im Gedächtnis habe:

Les bords de la libre Sarine
Inspirent le républicain,
Il s'arme de sa carabine,
Alors il se sent souverain.
Armons-nous, enfants de l'Helvétie,
En cas d'hostilité
Nos jeunes guerriers à la patrie
Garantiront sa liberté!

Um auch im Seebezirk für ihre Ideen Propaganda zu machen, war von den Fürern der liberalen Partei ein Blatt in Murten gegründet worden, das unter dem Titel „Echo du Moléson“ in deutscher und französischer Sprache erscheinen sollte, und auch ich in das Redactionscomitee gewählt worden. Da ich aber die Verhältnisse noch nicht genügend zu kennen glaubte, auch die Leitung der Schule in den ersten Jaren meine Kräfte vollauf in Anspruch nahm, so beteiligte ich mich zunächst nicht an der Redaction. Später liess man den französischen Teil fallen und es erschien unter dem Namen „Echo vom Murtensee“ und vom Jare 1855 ab als „Der Hupper aus dem Seebezirk“, so genannt nach den früheren Bewohnern des alten Murtenbezirks, die wegen ihrer eigentümlichen Kleidung diesen Namen führten. Vom Jare 1854 ab besorgte ich die Redaction ziemlich allein, und ich kann diese Seite meiner Wirksamkeit um so weniger mit Still-schweigen übergehen, als sie für mich Veranlassung wurde, Michaelis 1855 meine Stellung aufzugeben und den Kanton zu verlassen. Treu dem Walspruch des Blattes „Alles für das Volk, Alles durch das Volk“ huldigte dasselbe unter meiner Redaction dem weitgehendsten principiellen Liberalismus. Aber überzeugt, dass der kleine republikanische Schweizerstat allein auf der Tugend seiner Bürger aufgebaut sein müsse, wenn anders er den ihn umgebenden viel mächtigeren Monarchien Achtung einflössen wolle, machte ich es mir zur Aufgabe, überall wo ich Neigung zu eigennützigen, selbstsüchtigen oder willkürlichen Absichten entdeckte, zuerst freundschaftlich zu warnen und abzumaneu, dann aber die Felbaren schonungslos zu geisseln und an den Pranger der öffentlichen Meinung zu stellen. Für

den Kanton ruhige, gesetzliche Fortentwicklung wünschend, hielt ich fest an der Notwendigkeit einer Revision der Verfassung in dem Sinne, dass die demokratische Republik Wahrheit werde, namentlich auch durch ein grösseres Maass von Selbständigkeit für die Gemeinde und durch den Schutz der individuellen Freiheit des Einzelnen vor Beamten- und Polizeiwillkür. Obwol das Blatt nicht unter meinem Namen ging, so war es doch natürlich bei der Kleinheit der Verhältnisse, in denen wir lebten, ein offenes Geheimnis, wer eigentlich die Feder führte, und so konnte es denn auch ebensowenig felen, dass ich mir alle diejenigen zu erbitterten Feinden machte, die ihre persönlichen Ansichten und Interessen mit dem Begriffe Liberalismus identificirten und die ihnen übertragenen Beamtungen misbrauchten, und Gott sei's geklagt, an ihnen war leider kein Mangel.

Um daher das unbequeme Blatt todt zu machen, gründeten sie ein Concurrencyblatt und namen die einzige Druckerei im Orte in Beschlag. Als aber auch das nichts verfangen wollte und der „Hupper“ fortfür in dem sechs Stunden entfernten Bern gedruckt zu werden, da namen sie zu Verleumdungen und Verdächtigungen aller Art ihre Zuflucht, so dass ich schliesslich, nachdem im Sommer 1855 bei einer durch Rücktritt und Tod notwendig gewordenen Ersatzwahl in den grossen Rat in Folge des mangelhaften Wahlmodus ihre Candidaten durchgekommen waren und sie sich mithin dem Statsrat gegenüber den Schein geben konnten, als hätten sie im Bezirke die Mehrzahl der Bevölkerung hinter sich, eines schönen Tages bei meiner Rückkehr von einer Ferienreise in die Neuenburger Berge, von diesem mit der Eröffnung überrascht wurde, dass meine *position* in Murten *intenable* sei, *vu ma qualité d'étranger et de réfugié*, und er mich einlud, den Kanton binnen acht Tagen zu verlassen, und auf meine Reclamation, mir wenigstens die Gründe für diese mindestens befremdlich zu nennende Massregel angeben zu wollen, half sich derselbe einfach mit der Erklärung, *qu'il n'a pas à vous rendre compte des motifs qui ont déterminé la décision de votre renvoi*. Der Fremde und namentlich

der Angehörige eines deutschen States, von dem man wusste, dass er nicht auf die Unterstützung und den Schutz seiner Regierung zu rechnen hatte, war damals nemlich ziemlich rechtlos in der Schweiz und die Unterscheidung zwischen Fremden und Eingeborenen blieb selbst nicht ohne Einwirkung auf richterliche Entscheidungen, als Bürger hatte ich mich aber nicht aufnehmen lassen, weil wir immer noch glaubten, die Zeit der Reaction würde in Bälde vorübergehen und wir zu unsern Penaten heimkeren können. Aber ihre eigentliche Absicht erreichten meine Gegner doch nicht, denn die Redaction wurde von Genf aus, wohin ich nunmehr wieder übersiedelte, wenigstens noch bis zum ersten April des nächsten Jares mit ungeschwächten Kräften und nicht ohne eine gewisse Bissigkeit weiter geführt, wol aber ging im Jare 1856 Alles im vollsten Masse in Erfüllung, wovor ich vergebens gewarnt hatte; bei der Integralerneuerung der Behörden fielen die Walen durchweg im Sinne der ultramontansten jesuitenfreundlichen Reaction aus, welcher dann auch der in geistiger Beziehung arg verwarloste und ökonomisch furchtbar verschuldete Kanton bis heute treu geblieben ist und die sich namentlich in Wiedereinsetzung aufgehobener Klöster, Unterstellung der Primarschulen unter die Geistlichkeit, Wiedereinführung des jesuitischen Lehrplans an der Kantonsschule und der unter der liberalen Regierung aufgehobenen Todesstrafe u. d. documentirte. Meine politischen Freunde veranstalteten mir ein glänzendes Comitatz zu Ross und Wagen bis an die Kantonsgrenze, von wo ich meine Reise nach Genf mit der Post weiter fortsetzte.

6. Genf.

(1855—1857.)

Politische Geschichte des Kantons Genf. James Fazy. Karl Vogt. Das Institutswesen in der französischen Schweiz. La Châtelaine. Der öffentliche Unterricht im Kanton Genf. Eine Lehrerprüfung in Winterthur.

In Genf traf ich im Augenblick grosser politischer Aufregung ein, es handelte sich nemlich um die Erneuerung der

Regierung, die sich seit dem Jare 1853 in den Händen der Conservativen befand, und denen sie wieder zu entreissen, die radicale Partei die gewaltigsten Anstrengungen machte. Die Verhältnisse des kleinen wenig über vier Quadratmeilen umfassenden Kantons sind übrigens so eigentümlicher Art, dass es sich vielleicht der Mühe verlonen möchte, dabei einen Moment zu verweilen.

Das ganze Mittelalter hindurch hatte die Stadt Genf unter dem Joche zweier Herren zu seufzen gehabt, einem geistlichen, dem des Bischofs, und einem weltlichen, dem des Grafen von Genf, dessen Rechte durch Kauf auf die mächtigen Herzöge von Savoyen übergegangen waren; daneben aber, und zwar gerade weil sie zwei Herren hatten, die einander mit eifersüchtigem Auge überwachten und einer dem andern an seiner Macht soviel abubrechen suchten, wie nur irgend möglich, erfreute sich auch die Bürgerschaft wieder nicht unbedeutender Rechte und Freiheiten. Sämmtliche stimmfähigen Bürger bildeten den sogenannten conseil général, der alljährlich zusammentrat und die Regierung oder den kleinen Rat wälte, an dessen Spitze die vier syndics standen, weshalb er auch der Rat der syndics genannt wurde. Zwischen dem kleinen Rate und dem conseil général standen der Rat der Sechszig und der Rat der Zweihundert, die vom kleinen Rat aus der Mitte sämmtlicher Bürger ernannt wurden, und denen der kleine Rat nach Gutdünken beliebige Geschäfte übertragen konnte, die er glaubte nicht selber erledigen zu sollen und nicht vor die Gesammtheit der Bürgerschaft, den conseil général, bringen wollte.

Diese Verfassung befestigte sich immer mehr, nachdem Genf im Jare 1535 zugleich mit der Einführung der Reformation sich auch von der Herrschaft der Herzöge von Savoyen frei gemacht hatte, und blieb auch im wesentlichen in Kraft als Genf, zu dem eine grössere Zal katholischer, vorher savoyischer Ortschaften, auf dem linken Rhoneufer nebst dem gleichfalls katholischen Städtchen Carouge geschlagen worden war, im Jare 1814 als der zweiundzwanzigste Kanton in die

schweizerische Eidsgenossenschaft aufgenommen wurde. Alle Bürger, im conseil général vereinigt, wälten nemlich nunmehr einen Repräsentantenrat von zweihundert fünfzig Mitgliedern, welcher durch den Statsrat, die höchste Vollziehungs- und Administrativbehörde, präsidirt wurde, folglich auf zweihundert achtundsiebzig Köpfe anwuchs und dem die gesetzgebende und aufsehende Gewalt zustand. Die Mitglieder des Statsrats unterlagen nur dem sogenannten grabeau, d. h. der Ausstossung durch den Repräsentantenrat, bei welchem zu diesem Zwecke der Statsrat alljährlich darum anfragen musste, und die Absetzung eines Mitgliedes erfolgte, wenn in geheimer Abstimmung hundertsechszwanzig Stimmen dafür entschieden. Diesem complicirten Mechanismus, der um so gefährlicher war, als auch in Genf Justiz und Verwaltung vielfach verquickt waren und ausserdem es daselbst neben einem zahlreichen Arbeiterprolätariat eine kleine Zal überreicher Familien gibt, die sich im Laufe der Jare durch ihren Reichtum einen solchen Einfluss zu verschaffen gewusst haben, dass sie ganze Generationen hindurch sich immer im unbestrittenen Besitze der massgebenden Stellen im Lande erhielten, machte am siebenten October 1846 ein mehrstündiger, blutiger Kampf ein Ende, zu dem die letzte Veranlassung dadurch gegeben worden war, dass der Repräsentantenrat den Gesandten Genfs zur Tagsatzung im Sinne der Jesuiten- und Sonderbundssache instruiert hatte. Die alte Regierung musste zurücktreten und die Bevölkerung gab sich eine neue Verfassung, nach der in jedem graden Jare die gesetzgebende Behörde, der grosse Rat, und in jedem ungraden Jare die Regierung, der Statsrat, auf zwei Jare von dem conseil général, d. h. allen stimmbfähigen Bürgern des Kantons direct gewält wird, die sich zu diesem Zwecke in dem eigens dazu erbauten Bâtiment électoral versammeln, vorher hatten die Versammlungen des conseil général in der Pfarrkirche St. Pierre stattgefunden. Bei dem hitzigen Charakter der durchweg französischen Bevölkerung liefen namentlich in den ersten Jaren diese Wälen selten ohne tumultuarische Scenen

ab und das Walgebäude fürte daher im Munde des Volkes den Spottnamen *boite aux gifles*, Ohrfeigenkasten. An die Spitze der neuen Regierung trat der bekannte politische Schriftsteller James Fazy, der die Seele des Aufstandes gewesen war, und dessen Streben darauf ging, Genf zu einer glänzenden modernen Stadt zu erheben und seine eigene Macht mit Hilfe der Arbeiter und Katholiken, auf die er sich im Gegensatz zu den alten calvinistischen Patrizierfamilien in der Stadt vornemlich stützte, zu befestigen. Zu diesem Zwecke liess er die alten nutzlosen Festungswerke abtragen und prachtvolle Bauten unternehmen, bewirkte die Abtretung von Terrain an die verschiedensten religiösen und moralischen Genossenschaften zur Errichtung von Kirchen und Tempeln, mit einem Wort, er bereitete der religiösen Freiheit ware Triumphe und förderte Handel und Industrie und den Wohlstand des Einzelnen in hohem Grade. Und so gingen denn auch bei den Walen in den Jaren 1849 u. 1851 er und seine Parteigenossen, wenn auch nicht ohne lebhaftes Opposition, immer wieder aus der Walurne hervor, im Jare 1853 jedoch waren die Conservativen, die er gestürzt hatte, und die Socialisten und consequenten Demokraten, denen er nicht weit genug ging und zu despotisch schaltete, unter dem Namen der *Indépendants* ein unnatürliches Bündnis eingegangen, und es war ihnen gelungen, ihre Liste, an deren Spitze der Professor der Jurisprudenz Campério stand, durchzusetzen und die Regierungsgewalt auf zwei Jare an sich zu reißen.

Als ich in Genf eintraf, standen wie gesagt wieder Neuwalen vor der Thür, und von beiden Seiten rüstete man sich dazu mit aller Macht durch Versammlungen und durch die Presse. Ich hatte eigentlich die Absicht gehabt, mich — was in einer Stadt wie Genf, wo es stets von Fremden wimmelt, unter Umständen ein sehr lucratives Geschäft sein kann — selbständig als Lehrer der deutschen Sprache zu etabliren, dazu bedurfte es aber der Autorisation von Seiten des Statsrats, auf baldige Erledigung eines derartigen Gesuchs war jedoch bei dem Hochgehen der politischen Wogen, wo die Mitglieder des Stats-

rats ganz andere Dinge zu tun hatten, als Niederlassungsgesuche zu prüfen, vorläufig nicht zu rechnen, ich verschob daher meine Eingabe, bis die Regierungsfrage gelöst sein würde; ehe dies aber geschah, war mir schon wieder eine Stellung angeboten worden, die ich aus verschiedenen Gründen glaubte annehmen zu sollen.

Von den Personen, die ich bei meinem ersten Aufenthalte in Genf gekannt hatte, war so gut wie Niemand mehr da, dagegen hatte mittlerweile Karl Vogt, dem von der radicalen Regierung eine Professur an der Genfer Académie übertragen worden war, seinen Wonsitz dorthin verlegt. Da er sich überdies mit einer Dame verheiratet hatte, der ich von Bern her bekannt war, so suchte ich ihn natürlich in seiner Häuslichkeit auf, er wonte damals in einem hübschen Landhause dicht an der Rhône Sousterre genannt, dessen Lage es ihm ermöglichte, seine ersten Versuche in der künstlichen Fischzucht zu machen. Ueber Vogt's Bedeutung als Gelehrter und Forscher noch ein Wort verlieren zu wollen, hiesse Eulen nach Athen tragen, aber — was natürlich Viele nicht wissen können — auch als Mensch steht Vogt sehr hoch und namentlich kann man sich nicht leicht einen lebenswürdigeren, gastfreieren Wirt denken, als Vogt in seiner über die Maassen glücklichen Häuslichkeit. So stand es denn sofort fest, dass ich des Sonntags regelmässig sein Gast war. Durch Vogt machte ich auch die Bekanntschaft eines Mannes, mit dem es mir beschieden sein sollte, zwei Jare gemeinsam zu wirken und zwar unter Verhältnissen, die — weil mir ganz neu — für mich von dem grössten Interesse waren und die ich, weil sie zu meiner pädagogischen Durchbildung wesentlich beigetragen haben, nicht aus meinem Leben gestrichen wünschen möchte.

Herr Rödiger war früher Kantor und Lehrer der französischen Gemeinde in Hanau gewesen. Von durchweg liberaler Gesinnung, hatte er während des Jares 1848 in seiner Vaterstadt eine hervorragende politische Rolle gespielt und namentlich auch zur Organisation des bewaffneten Turnercorps wesentlich bei-

getragen, das im Jare 1849 den Badensern zur Aufrechterhaltung der deutschen Reichsverfassung zu Hülfe eilte, und das er es sich nicht nemen liess, obwol er schon über die ersten Jare des Mannesalters hinaus war, in's Feld zu begleiten. Nach dem Uebertritt desselben in die Schweiz war er nach Genf übersiedelt, wo er von Hanau her Anknüpfungspunkte hatte, und hatte mit Hilfe einiger Frankfurter Börsenmänner, die ihm die nötigen Capitalien zur Disposition stellten (und was dazu gehört, kann man sich vorstellen, wenn man erfährt, dass blos unser Mobiliar mit 80,000 Franken versichert war), auf einer Campagne eine kleine Stunde von Genf auf dem rechten Ufer der Rhône, La Châtelaine genannt, eine Unterrichts- und Erziehungsanstalt nach dem Muster der zahlreichen derartigen Anstalten in der französischen Schweiz gegründet.

Wenn Rödiger auch ein recht tüchtiger Lehrer und Pädagoge war, so fülte er doch das Bedürfnis, sich einen wissenschaftlich gebildeten, im höheren Schulfach bewärten Mann zuzugesellen, und da ihn gerade der aus den hessischen Verfassungswirren bekannte Director Gräfe aus Kassel verlassen hatte, um die Direction der Bremer Handelsschule zu übernehmen, so trat er auf Vogt's Anraten mit mir in Unterhandlung, und ich fand mich auch zur Uebername der mir angebotenen Stellung bereit, jedoch zunächst nur in der Weise, dass ich meine Wohnung in der Stadt beibehielt und nur des Morgens mich nach Châtelaine hinausbegab, um den Tag dort zuzubringen.

Diese Institute sind für die Kantone der französischen Schweiz und namentlich für die Stadt Genf und das Waadtland ein gerade so wesentlicher Factor des Nationalwohlstandes, wie die Hôtels und Gasthäuser in der deutschen Schweiz und die Besitzer solcher in ihren Kantonen oft recht angesehene Männer. Der Bundesrath Chalet-Venel z. B., der bei der letzten Integralerneuerung der höchsten eidgenössischen Behörde dem Neuenburger Borel hat Platz machen müssen, war vor seiner Wal in den Genfer Statsrat, aus dem er 1867 in den Bundesrat übertrat, Besitzer und Vorsteher des Instituts zu Champel gewesen,

gerade wie der Besitzer des allen Besuchern des Berner Oberlandes bekannten Gasthauses zu Reichenbach, Brunner, und der Eigentümer des Schweizer Hofes in Luzern, Segesser, u. A. zu verschiedenen Malen in ihren Heimatskantonen Mitglieder der höchsten Statsbehörden gewesen sind, und einen Gastwirt „Herr Regierungsrat“ anreden zu hören, gehört in der deutschen Schweiz nicht eben zu den Seltenheiten. Diese Institute werden nemlich fast durchweg nur von Ausländern, namentlich Americanern, Engländern und Franzosen besucht, die selbstverständlich immer nur den reichsten Familien angehören und daher nicht nur selber bedeutende Summen ausgeben, sondern auch von Zeit zu Zeit den Besuch verwandter oder befreundeter Familien veranlassen, die dann ihren vorübergehenden Aufenthalt oft zu Ankäufen im grossartigsten Masstabe benutzen. So entsinne ich mich beispielsweise des Sones eines New-Yorker Kaufmanns, den wir in unserem Institute hatten und für dessen Garderobe auf Anordnung des Vaters nicht nur jährlich 6000 Franken verausgabt wurden, sondern dessen Mutter bei einem Besuche, den sie ihm von America aus machte, mit mir in einem einzigen Juweliergeschäfte Ankäufe im Werte von über 10,000 Franken machte.

Der Pensionspreis selber, siebzig Pfund Sterling oder 1750 Franken, war selbst für die damaligen Verhältnisse nicht übertrieben hoch, doch erhöhte sich derselbe noch um ein ganz Erkleckliches durch mancherlei Nebenkosten. Unterrichtet wurde in der deutschen, französischen, englischen, italienischen, auf besonderes Verlangen und dann selbstverständlich gegen Extravergütung auch in der lateinischen, griechischen und spanischen Sprache, in der Geschichte, Geographie, Mathematik, Naturgeschichte, in der Physik, Chemie und im Zeichnen, aber natürlich waren diese Lehrobjecte nicht für sämtliche Zöglinge obligatorisch, sondern für jeden einzelnen wurde im Einverständniss mit den Eltern oder dem Recommandant, wie man den Geschäftsfreund des Vaters nannte, der den Zögling zugeführt, ein besonderer Lectionsplan aufgestellt, wie denn überhaupt der Unterricht möglichst individuell gehalten wurde. So hatten wir

beispielsweise einen siebenjährigen Knaben aus San Francisco, der nur englisch verstand und spanisch lernen sollte, der Lehrer des Spanischen aber, ein ehemaliger Karlistenoffizier, verstand nicht eine Sylbe englisch, ich musste daher zwischen ihnen den Dolmetscher machen, was mir ganz recht war, denn ich lernte auf diese Weise spanisch.

In den ersten Monaten musste aller Unterricht selbstredend in der Muttersprache der Zöglinge erteilt werden und es existirten zu diesem Zweck drei Abteilungen, eine deutsche, eine französische und eine englische, in der Regel aber waren die nicht-deutschen Zöglinge nach sechsmonatlichem Aufenthalt im Deutschen so weit gefördert, dass sie dem in deutscher Sprache erteilten Unterricht in den anderen Gegenständen zur Not folgen konnten. Der sprachliche Unterricht trat nemlich sehr bedeutend in den Vordergrund, und wem es darauf ankommt, seine Söhne in möglichst kurzer Zeit sich in den Besitz der modernen Sprachen setzen zu lassen, dem können diese Institute mit gutem Gewissen empfohlen werden; wer aber seinen Kindern eine gediegene allgemeine Vorbildung geben will, der ist ernstlich davor zu warnen, denn in allen übrigen Zweigen des Unterrichts sind ihre Leistungen gleich Null, mag in den Prospecten der Mund auch noch so voll genommen werden. Unser Institut erklärte es auch ganz offen in seinem Prospekte, dass es sich vornemlich die Aufgabe gestellt habe, die jungen Leute für den Kaufmannsstand vorzubereiten und dem entsprechend das Hauptgewicht auf den Unterricht in den modernen Sprachen lege, andere waren aber weniger bescheiden, sondern erboten sich zu allem Möglichen, was man nur verlangen konnte. So liegt mir das Studienprogramm des Pensionats in Château Lancy bei Genf vor, nach dem dasselbe nicht nur alles das zu leisten verspricht, was ein preussisches Gymnasium und eine Realschule erster Ordnung zusammen leisten, sondern auch noch Handelswissenschaften und technische Curse in Aussicht stellt.

Ich übernahm den Unterricht im Deutschen für Franzosen und Engländer, im Französischen für Engländer und im Engli-

schen für Franzosen, die in die betreffende Sprache eingeführt werden sollten, und Lateinisch für Franzosen und Engländer, die mit den Elementen der Sprache schon etwas bekannt waren. Das war keine leichte Aufgabe und kostete die ersten Monate manche und manche Stunde Präparation, aber wenn wo, so bewarheitete sich in diesem Fall das Dictum „docendo discimus“ und es bildete sich mir allmählig eine Methode für den Unterricht Nichtdeutscher in der deutschen Sprache heraus, mit der ich anerkanntermassen die erfreulichsten Resultate erzielte und die ich in nächster Zeit in „Lettres pour apprendre aux Français la langue allemande“ niederzulegen beabsichtige. Mein lateinischer Unterricht gab mir Veranlassung zur Abfassung eines „cours élémentaire de langue latine“, der seitdem bei Moritz Schäfer in Leipzig erschienen ist. Sonst waren für die vorgerückteren Zöglinge ein Nationalengländer und ein Nationalfranzose, sowie zwei Deutsche und ein Klavierlehrer angestellt, die sämtlich im Hause wonten und auch mit der Aufsicht ausser der Schulzeit betraut waren; aller übrige Unterricht wurde von Privatlehrern aus der Stadt erteilt. Der Franzose, der — vorher professeur an einem Lycée in Paris — dem Statsstreich hatte weichen müssen, verliess uns bald nach meinem Eintritte und wurde durch einen protestantischen Belgier aus dem Hennegau Namens Bastin ersetzt, der, weil er seines Glaubens wegen keine Aussicht hatte, in seinem Vaterlande eine Stellung zu erlangen, in die Schweiz übergesiedelt war, ein hochgebildeter Mann, mit dem ich später, als ich meine Wohnung in dem Institute selber genommen hatte, die in Murten begonnenen Studien eifrigst fortsetzte. Er ist jetzt Professor der französischen Sprache an der kaiserlichen Rechtsschule und an dem zweiten und sechsten Gymnasium in St. Petersburg, hat sich auch durch verschiedene Schriften, Guide du voyageur en Russie, Morceaux de lecture, Etudes philologiques sur la langue française, Les nouvelles recherches sur la langue française et leurs résultats, die teils in St. Petersburg, teils in Brüssel erschienen sind, literarisch vortheilhaft bekannt gemacht. Die übrigen Persönlichkeiten waren,

wie man zu sagen pflegt, durchweg gute Menschen, aber schlechte Musikanten, der Engländer, der den für ihn sehr bezeichnenden Namen Lightfoot fürte, ein drolliger Kauz, der sein Vergnügen darin fand, den Zöglingen vorzureden, er sei eigentlich ein kolossal reicher Mann, der das Lehrgeschäft nur zu seiner Unterhaltung treibe, und es schliesslich selber glaubte, sich seinen Gehalt aber stets mindestens einen Monat voraus geben liess.

In Bezug auf die äussere Haltung der Zöglinge unterschied sich Châtelaine in etwas von den anderen Instituten. Während nemlich in allen übrigen, soviel mir bekannt geworden ist, die Schüler zusammen in grossen Dortoirs schlafen, wonten und schliefen hier die Zöglinge zu vier bis sechs zusammen und wurden nur zu den gemeinsamen Arbeitsstunden vereinigt, die erwachseneren erhielten aber auch wol die Erlaubnis, während dieser Zeit auf ihren Zimmern zu bleiben, was später, als nach Erbauung von noch einem zweiten Wonhause an die erwachsenen Zöglinge, natürlich gegen ein namhaft höheres Pensionsgeld, einzelne Zimmer abgegeben wurden, die Regel war. Ausserdem enthielt das Haus noch einen Speisesaal, einen Saal, in dem sich die älteren Zöglinge nach dem Abendessen zu geselliger Unterhaltung versammelten, während die jüngeren zu Bett geschickt wurden, und ein salonmässiges Empfangzimmer für besuchende Eltern oder Verwandte der Zöglinge. Die Klassenzimmer befanden sich in einer anderen von Châtelaine etwa fünf Minuten entfernten Campagne. Natürlich wurden die Schüler zusammen hin- und zurückgeführt.

Die Lage von Châtelaine mit der Aussicht auf die Stadt und den Salève und Montblanc dahinter inmitten eines grossen parkänlichen Gartens war entzückend schön und der Aufenthalt in Châtelaine ein sehr angenehmer, nur in den Monaten Februar und März, wenn die aus den Walliser Bergen herwehende Bise wochenlang der herrschende Wind ist, machte sich der Mangel an Oefen oft recht unangenehm bemerklich und liess mich unsere nordischen Einrichtungen recht schmerzlich vermissen, in Folge deren man, wie Kaiser Paul zu sagen pflegte, den Winter sieht,

aber nicht fült, während wir ihn hier zwar nicht zu sehen bekamen, aber desto unangenemer fülten.

Für die körperliche Ausbildung der Zöglinge geschieht in allen diesen Instituten sehr viel, und so wurde auch in Châtelaine auf Reiten, Tanzen, Turnen, Fechten natürlich gegen Extravergütung verhältnismässig viel Zeit verwandt, und dazu kamen noch die bei den Engländern und Americanern so beliebten Spiele im Freien, wie Cricket u. dergl. Im Sommer wurden die Zöglinge täglich zum Baden in der Rhône geführt. Der Gesundheitsstand war denn auch in der Tat ein exceptioneller und es ist mir nicht ein einziger Fall von eigentlicher Krankheit aus den beiden Jaren erinnerlich, die ich daselbst zubrachte. Auch auf das Amusement der Zöglinge wird höchst verständiger Weise in diesen Instituten die grösste Rücksicht genommen. Im Sommer Ausflüge in die nähere oder fernere überall reizend schöne Umgebung und grössere Reisen — im Jare 1856 machten wir mit einigen fünfzig Zöglingen, an die sich auch mehrere verwandte Damen angeschlossen hatten, eine Reise von drei Wochen durch Chamounix, Wallis und das Berner Oberland —, im Winter Tanzvergnügen und Bälle, dazu der Besuch von Concerten, Theater u. dergl. in der Stadt dienten dazu, den Aufenthalt in Châtelaine angenehm zu machen. Sehr erwünscht kam uns daher die Eröffnung des cercle des étrangers in dem Prachtbau, den James Fazy auf dem ihm geschenkten Festungsterrain hatte aufführen lassen, da es uns dadurch ermöglicht wurde, die älteren Zöglinge von Zeit zu Zeit auch Künstler von Celebrität hören zu lassen. Bekanntlich duldet Fazy in diesen Räumen auch eine Spielbank, aber nur für die Mitglieder des Cercle, die, ist mir recht, monatlich zwanzig Franken Beitrag zahlen, so dass nur Bemittelte sich dieses Vergnügens gönnen konnten. Natürlich wachten wir mit aller Strenge darüber, dass sich nicht etwa einmal einer unserer jungen Leute in die Spielsäle verirrte, wozu es an Lust bei ihnen nie felte. Im übrigen, man mag über diese Spielbanken denken, wie man will, kann es dennoch auch mal vorkommen, dass einer davon

Vorteil hat. Wir hatten im Winter 1856 noch einen jungen Mann, den Son eines hochgestellten Statsbeamten aus Berlin, für den philologischen Unterricht engagirt. Derselbe erzielte mit seinem ersten Monatsgehälte dort einen so namhaften Gewinn, dass er sofort seine Stellung wieder aufgab, um eine längere Reise nach Italien zu unternehmen. In Neapel machte er die Bekanntschaft einer italienischen Prinzessin, mit der er sich verheiratete und das Jar darauf nach Genf kam, um hier einige Zeit als grand seigneur zu leben.

Bei den schon erwänten Walen im November hatten wieder die Radicalen den Sieg davon getragen und so war der alte James Fazy wiederum an die Spitze der Regierung getreten, was auch eine Veränderung in der Vertretung des Kantons Genf in dem eidsgenössischen Ständerate zur Folge hatte, die nächsten zwei Jare wurde der Stand Genf, wie der schweizerische Ausdruck dafür ist, durch Fazy und Karl Vogt in Bern vertreten. Das Département des öffentlichen Unterrichts übernahm in der neuen Regierung ein Herr Moïse Piguet, auf dessen Beruf ich mich nicht mehr besinnen kann, ein Freund Karl Vogt's, und dieser Freundschaft hatte ich es zu verdanken, dass ich zum membre du jury examinateur für die höheren Lehranstalten im Kanton ernannt wurde, wodurch ich Gelegenheit erhielt, auch diese auf das Genaueste kennen zu lernen, ohne gerade ein öffentliches Lehramt in Genf bekleidet zu haben.

An höheren Lehranstalten gab es damals in Genf ein Gymnasium, collège classique, und eine Realschule, collège industriel et commercial, ersteres neun, letzteres sechs Klassen von je einem Jarescurse umfassend. Das collège classique entspricht im grossen und ganzen einem preussischen Gymnasium, nur bilden die zwei obersten Klassen, die übrigens erst im Jare 1848 noch auf das von Calvin im Jare 1559 begründete siebenklassige wirkliche collège aufgesetzt worden waren, eine auch räumlich von dem eigentlichen collège getrennte besondere Anstalt, die es den Schülern freistellt, sich unter den Vorlesungen über Griechisch, Latein, Deutsch, französische Literatur, Geschichte,

Mathematik, Physik und Zoologie beliebig auszusuchen, was sie hören wollen. Director beider Anstalten war der auch in Frankreich als Grieche geschätzte Professor Bétant, es existirt unter Anderem von ihm eine Ausgabe von Xenophon Hellenica, die sich den besten deutschen Schulausgaben an die Seite stellen kann. Der Unterrichtsplan des collège industriel et commercial umfasste Französisch, Geographie, Geschichte, Mathematik, Deutsch, Englisch, Naturwissenschaften, Zeichnen, Kalligraphie und Nationalökonomie. Die kleine katholische Stadt Carouge hatte ein besonderes collège, das aber nur fünf Klassen zählte, also eine Art Progymnasium war.

Ausser diesen Anstalten existirten noch für solche, die schon aus der Schule ausgetreten waren und sich einem bürgerlichen Berufe gewidmet hatten, eine industrielle Schule, eine Zeichen- und Modellerschule und eine Uhrmacherschule, die auch von jungen Mädchen in getrennten Abteilungen besucht wurden. Zur Unterhaltung dieser Anstalten wurden, da das Schulgeld sehr niedrig war, vom State jährlich 170,000 Franken zugesprochen, für eine Bevölkerung von 82,000 Seelen sicher eine ganz respectable Summe. Der Unterricht in dem collège classique unterschied sich nicht wesentlich von dem auf den deutschen Gymnasien, auch die Leistungen der Schüler schienen mir in der Hauptsache so ziemlich dieselben zu sein, nur wurden die Aermsten, was ja zum Glück auf den deutschen Schulen ein längst überwundener Standpunkt ist, noch entsetzlich viel mit der Zusammenstoppelung lateinischer Verse geplagt, deren ich grässliche zu lesen bekommen habe.

Der Primarunterricht ist obligatorisch und unentgeltlich, und zwar ist jede Gemeinde verpflichtet, mindestens eine aus Communalmitteln zu erhalten, jedoch kam den ärmeren Gemeinden der Stat mit 180,000 Franken jährlich zu Hilfe. Die Zal sämtlicher Schüler beiderlei Geschlechts belief sich, da die Einschulung streng überwacht wird, in allen Primarschulen zusammen genommen im Jare 1856 nach amtlichen Angaben auf 5300, was etwa einen Schüler auf sechszen Seelen macht, ein

rümliches Beispiel für die Pflichttreue der Gemeindsbehörden in Bezug auf den obligatorischen Volksunterricht. Seit meinem Weggange sind, wie ich aus den Genfer Blättern entnommen habe, auch noch Secundarschulen, zunächst in den grösseren Gemeinden, wie z. B. Versoix, entstanden, über die ich jedoch zu berichten ausser Stande bin, da ich dieselben nicht aus Autopsie kenne.

Zu allen diesen Unterrichtsanstalten kommt endlich noch als Krönung des Werkes die Académie, gleichfalls von Calvin im Jare 1559 begründet, mit vier Facultäten, faculté des sciences, faculté des lettres, beide unserer philosophischen Facultät entsprechend, faculté de droit und faculté de théologie. Zu den Zierden der faculté des sciences gehört Karl Vogt. Am zahlreichsten war die faculté de théologie. In Genf studiren nemlich die protestantischen Theologen aus dem südlichen Frankreich, wo namentlich in den Départements de l'Hérault und du Gard die Protestanten trotz der Dragonnaden Ludwigs des Vierzenten noch immer nach Zehntausenden gezählt werden können. Die Genfer Académie besass nemlich seit alter Zeit für dieselben einen Stipendienfonds von über einer Million Franken. Ich habe eine grosse Zahl von ihnen in allen Semestern kennen gelernt und in ihnen durchweg recht unterrichtete, strebsame junge Leute gefunden, die darin den Schweizer Studenten gleichen, dass sie fast ausnahmslos ihren Studien auf das Eifrigste oblagen, wozu wol auch die Einrichtung das Ihrige beitragen mochte, dass nur in der ersten Hälfte der Woche Vorlesungen gehalten wurden, während die Studenten die zweite Hälfte auf ihre Privatstudien verwenden, worüber sie sich durch schriftliche Arbeiten und in Examinatorien auszuweisen haben, was auch an anderen Orten Nachahmung verdienen dürfte. Politisch waren sie durch die Bank Feinde des empire und Republicaner, dabei aber schworen sie auf die sogenannten classischen Autoren und wollten von der romantischen Schule, namentlich Victor Hugo, nichts wissen. Aus dem Lectionskatalog dieses Jares entneme ich übrigens, dass die Académie ihren Namen

mit der Bezeichnung Université vertauscht hat und jetzt auch das Institut unserer Privatdocenten an derselben besteht; unter denen auch James Fazy mit einem Colleg über Législation et histoire constitutionnelles figurirt. Einer Vorlesung an der Académie hatte ich keine Gelegenheit beizuwohnen, da das Hospitiren wie bei uns in Deutschland nicht üblich war. Dagegen veranstaltete der Director des öffentlichen Unterrichts die Wintermonate hindurch in den Abendstunden in dem Saale des grand conseil öffentliche Vorlesungen, zu denen Jedermann Zutritt hatte und unter denen ich namentlich in zweien, Vogt Geologie und Gaulieur Geschichte der Literatur der romanischen Schweiz, vielfach reichen Genuss und Belehrung fand. Letzterer regte auch zu eignen Studien auf diesem Gebiete an und waren es namentlich Bonnivard, der Chronist der Stadt Genf, und Calvin, denen sich dieselben zuwandten, um später zum Teil auch literarisch verwertet zu werden. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, der Liebenswürdigkeit eines weiteren Mitgliedes des Genfer Statsrats, dessen Bekanntschaft ich gleichfalls wieder durch Karl Vogt gemacht hatte, dankbarlichst Erwähnung zu thun. Herr Tourte — er ist seitdem im Jare 1864 als Gesandter der schweizerischen Eidsgenossenschaft am piemontesischen Hofe in Turin gestorben —, der einer alten Genfer Familie entstammend, sich selber auf das Lebhafteste für die ältere Geschichte Genfs interessirte, verschaffte mir nemlich die Erlaubnis zur Benutzung der Handschriftensammlung der Bibliothek, sowie den Zutritt zu den Archiven. Wer in Deutschland einmal behufs Quellenstudien, die er machen wollte, von Pontius zu Pilatus geschickt worden ist und schliesslich dennoch nach wochenlangen vergeblichen Bemühungen von seinem Vorsatze abstehen musste, wird ein derartiges coulantes Entgegenkommen zu würdigen wissen, das ich übrigens auch sonst noch in der Schweiz gefunden habe. Die Mutter des genannten Herrn Tourte, aus der bekannten Schriftstellerfamilie Cherbuliez, war selbst Schriftstellerin und hat sich auf dem Gebiete der Jugendliteratur durch Un dimanche, Journal d'Amélie,

Comédies u. a. auch über die Grenzen der Schweiz hinaus einen Namen gemacht. Ich erwirkte mir von ihr die Erlaubnis, diese Sachen zu übersetzen, die Uebersetzung ist aber nicht über einen Band hinausgekommen, da später andere Arbeiten meine Zeit vollauf in Anspruch namen.

Den Winter über behielt ich meine Wohnung in der Stadt bei, Ostern 1856 jedoch liess ich mich durch R., dem eine längere Cur in einer Kaltwasseranstalt angeordnet worden war, bestimmen nach Châtelaine zu ziehen. An den schweizerischen Erziehungsanstalten ist es fast durchweg Sitte, dass sie später in den Besitz eines Lehrers an denselben übergehen, der zu diesem Zweck mit dem Vorbesitzer in ein verwandtschaftliches Verhältnis tritt. R. mochte wol bei meinem Engagement ähnliche Gedanken gehabt haben, dieselben realisirten sich jedoch nicht, da ich für die Begründung einer eignen Häuslichkeit schon andere Pläne gefasst hatte, dennoch blieb ich nach meiner Verheirathung an dem Institut, da sich ganz in der Nähe desselben ein dicht an dem Ufer der Rhône reizend gelegenes Häuschen inmitten eines Gartens fand, in das ich meine Penaten verlegen konnte. Mein Nachfolger, als ich im Jare 1856 aus dem Institut ausschied, ein Philologe aus den Rheinlanden, wurde in der That bald nach seinem Eintritt R's. Schwiegerson und ist gegenwärtig Besitzer des Instituts; eine zweite Tochter ist die Wittwe des bekannten Schriftstellers Moritz Hartmann. Vor mir war schon Bastin ausgeschieden, um nach Petersburg zu gehen auf Veranlassung einer russischen Grossfürstin, die (sie hatte sich, ich entsinne mich nicht mehr, mit wem verheirathet) in Sacconex bei Genf lebte und deren Kinder er im Französischen unterrichtet hatte. Er wurde durch einen Franzosen aus der Bretagne, einen schon älteren Mann, ersetzt, und seine Anstellung kann als Beispiel dienen, mit welcher Leichtfertigkeit bisweilen die Institutsvorsteher bei ihren Anstellungen zu Werke gehen. Auf mich hatte der Mensch vom ersten Augenblicke an einen unheimlichen Eindruck gemacht, obwol er — ich war nemlich die Verpflichtung eingegangen,

den Unterricht der übrigen Lehrer zu überwachen — durchaus kein ungeschickter Lehrer und in der Literatur seines Volkes wolbewandert war. Eines schönen Tages war er spurlos verschwunden, und es verbreitete sich ein dunkles Gerücht, dass die Genfer Polizei ihn sich auf Reclamation Frankreichs gelangt hätte. Die Sache verhält sich in der Tat so. Einige Wochen darauf erhielt ich einen Brief von ihm mit dem Poststempel Barcelonnette, in dem er höchst naiv anzeigte, dass er in der dortigen *maison centrale six mois de prison pour cause d'outrage aux moeurs* mache, er hoffe aber nach Ablauf dieser Zeit wieder bei uns einzutreffen. Natürlich bedankten wir uns dafür höflichst. Der Kumpan war ausserdem dem stillen Soff ergeben und benutzte jede freie Stunde, die er hatte, dazu sich in einer in der Nähe gelegenen Weinschänke zu betrinken, beobachtete aber stets die Vorsicht dem Wirte zu sagen, wann er wieder zu tun hätte, mit dem Auftrage, ihm zur bestimmten Zeit ein Glas frisches Wasser zu reichen, in das er einige Tropfen Salzsäure tat, die er stets in einem Fläschchen mit sich fürte, und im Augenblick war er wieder nüchtern. Ein anderer, ein Elementarlehrer aus dem Thüringschen, der jedoch damals schon seine Stelle im Institut mit einer Hauslehrerstelle in der Nähe vertauscht hatte, aber immer noch viel bei uns verkehrte, wurde vor die Assisen gestellt und wegen wiederholten Hausdiebstahls theils bei uns, theils bei seinem neuen Principal zu zwei Jaren Zuchthaus verurteilt. Der Mensch hatte die Frechheit gehabt, sich bei uns mit sehr wertvollen Chemisettenknöpfchen zu zeigen, die er einem Zöglinge aus seinem Kasten genommen hatte. Am gravirendsten für ihn war aber ein Gelddiebstahl von einigen hundert Franken, die die Zöglinge zu einem Geburtstagsgeschenk für R. gesammelt hatten. Wir hatten damals Verdacht auf eine deutsche Dienstmagd gehabt, die auch in Folge dessen entlassen worden war. Als Genugthuung wurde ihr jetzt ein schwerer goldner Ring mit der Aufschrift „Lohn verkannter Treue“ in ihre Heimat nachgeschickt.

Mit meinem Abgange hatte es folgende Bewandnis. Von

Murten aus hatte ich mich im Jare 1854 um die Stelle eines Lehrers der deutschen Sprache und Literatur an der höheren Stadtschule in Winterthur Kanton Zürich beworben und eine Aufforderung erhalten, mich an einem bestimmten Tage, wie es ja in der Schweiz vielfach Brauch ist, zur Concursprüfung dort zu stellen. Die Reise von Bern machte ich mit einem jungen Manne zusammen, in dem sich im Verlaufe derselben ein Concurrent herausstellte, ein Dr. Auckenthaler aus Göttingen, der zur Zeit an dem Erziehungsinstitute von Devrient in Ouchy angestellt war und dem es darauf ankam, eine öffentliche Anstellung zu erhalten, da er sich mit der Tochter des Herrn Devrient verlobt hatte und diesem zeigen wollte, dass er auch unabhängig von ihm leben könnte. Wir schlossen Freundschaft und versprachen uns, auch später mit einander in Verkehr zu bleiben. Die Concursprüfung — es sei dies gelegentlich bemerkt — bestand in einer Abhandlung „Organisation des deutschen Unterrichts an einer höheren Lehranstalt“ und in zwei Probelectionen (Erklärung des Erlkönigs und Besprechung des Thema's „non scholae, sed vitae“), jedenfalls nicht ungeschickt gewält. Uebrigens bekam die Stelle keiner von uns beiden, ich war zwar von dem Curatorium, das den Probelectionen mit andern Honoratioren aus dem Orte beigewohnt hatte, der Bürgerschaft, die wunderlicherweise das Walrecht in pleno ausübte, in erster Linie vorgeschlagen worden, die Majorität entschied sich aber für den dritt vorgeschlagenen, ein Winterthurer Stadtkind. Der zweite Vorschlag war auf den Bruder des Göttinger Sanskritologen Benfey gefallen, der zur Zeit meines Aufenthalts in Stettin daselbst eine Zeit ein demokratisches Blatt „der Wächter an der Ostsee“ redigirte.

Als ich Michaelis 1855 von Murten nach Genf ging, hatte ich A., der mittlerweile der Schwiegerson des Institutsvorstehers geworden war, in Ouchy besucht und wir hatten unsere Bekanntschaft erneuert. Von A. bekam ich nun im Laufe des Sommers einen Brief, in dem er mir mittheilte, dass er seit Ostern an der Kantonsschule in Frauenfeld Kanton Thurgau

angestellt sei, auf Wunsch seines Schwiegervaters aber zum October nach Ouchy zurückkehren wolle, wenn ich daher Lust hätte sein Nachfolger zu werden, so sollte ich umgehend meine Zeugnisse an den Kantonsschulrat, dem die Verleihung der Stelle zustand, einsenden; was ich denn auch tat, weil mir die Wirksamkeit an einem Privatinstitut auf die Dauer doch nicht zusagen wollte, und einige Wochen darauf erhielt ich von dem jetzigen Präsidenten des eidgenössischen Schulrats, dem langjährigen Vertreter des Kantons Thurgau im Ständerat, Kappeler in einem Schreiben, dessen Aeusseres lebhaft an Alexander von Humboldt's Manuscripte erinnerte, im Namen des Kantonsschulrates des Standes Thurgau die Benachrichtigung, dass ich zum Professor an der Thurgauschen Kantonsschule ernannt worden sei, mit der Bitte wenn irgend möglich die Stelle sofort anzutreten. Nachdem ich mich daher mit R. in der freundschaftlichsten Weise auseinandergesetzt, veräusserte ich der grossen Entfernung wegen mein Mobiliar und siedelte mit Frau und Kind nach Frauenfeld über.

7. Frauenfeld.

(1857—1862).

Politische Geschichte des Kantons Thurgau. Die thurgauer Verfassung vom Jare 1831. Die revidirte Verfassung des Kantons Thurgau im Jare 1868. Die thurgauische Kantonsschule. Rektor Becker. Die Secundarschulen. Die Primarschulen. Die Beaufsichtigung der Schulen. Die Besoldung der Lehrer. Die Lehrerbildung. Das Schulgut. Der öffentliche Unterricht im Kanton Zürich. Reformvorschläge für das preussische Unterrichtswesen. Die socialen Zustände. Der Bächtelistag. Die Bürgergemeinden. Die Naturalisation. Die übrigen Städtchen im Lande. Der schweizerische allgemeine Lehrerverein. Zwei schweizer Universitätsjubiläen. Die Heimker.

Der Kanton Thurgau, der im Norden, durch den Rhein davon getrennt, an das Grossherzogtum Baden, im Nordosten durch den Boden- und Untersee an Bayern und Württemberg, im Westen an den Kanton Zürich und im Süden an den Kan-

ton St. Gallen stösst, mit etwa 90,000 Einwonern, von denen gegen 70,000 Protestanten, die übrigen Katholiken sind, auf etwas über zwölf Quadratmeilen Flächeninhalt ist aus der ehemaligen österreichischen Landgrafschaft Thurgau hervorgegangen, die bekanntlich im Jare 1460 mit Bewilligung des deutschen Kaisers dem Herzog Sigismund von Habsburg-Oesterreich von den sogenannten acht alten Orten der Eidgenossenschaft mit Ausnahme Berns, das sich dessen weigerte, weggenommen wurde, welche dadurch die Oberherrschaft und die Landeshoheit erhielten, während das Landgericht bei der Stadt Constanz blieb, der es schon früher verpfändet worden war. Jedoch während des sogenannten Schwabenkrieges im Jare 1499 brachten die genannten Kantone gemeinschaftlich mit Bern, Freiburg und Solothurn auch das Landgericht an sich und im Jare 1712 gelegentlich des Toggenburger Krieges erhielt Bern auch Anteil an der Oberherrschaft und Landeshoheit, die nunmehr der Reihe nach immer zwei Jare lang im Namen der regierenden Orte durch einen von dem betreffenden Kanton eingesetzten Landvogt ausgeübt wurde, der auch seinerseits wieder zu Gerichte sass in dem Landvogteigericht. Neben oder vielmehr unter diesen beiden, dem Landgericht und dem Landvogteigericht, gab es noch vier und zwanzig geistliche, unter denen das Hochstift Konstanz, die gefürstete Abtei St. Gallen und das Kloster Fischingen die wichtigsten waren und deshalb noch ihre besonderen Hofgerichte hatten, und acht und zwanzig weltliche, also im ganzen nicht weniger als zwei und fünfzig verschiedene Gerichtsherren im Lande, die den sogenannten Gerichtsherrenstand bildeten und die niedere Gerichtsbarkeit ausübten, d. h. in streitigen Dingen Recht sprachen, die sich nicht über fünf Gulden beliefen, und die Befugnis hatten, Strafen bis auf fünf Gulden zu verhängen, sodass man, um zu seinem Rechte zu kommen, unter Umständen gezwungen werden konnte, folgenden Instanzenzug durchmachen zu müssen, ein niederes Gericht, ein Hofgericht, das Land- oder Landvogteigericht, den Syndicat das heisst die Gesandten der regierenden Orte auf der Jaresrechnung und

schliesslich als letzte Instanz die regierenden Orte selber. Da diese Gerichte sämmtlich nicht umsonst arbeiteten, sondern sehr erhebliche Sporteln für ihren Mühewalt einzogen, so wurde das Land dadurch in einer Weise ausgesogen, die trotz der Fruchtbarkeit des Bodens bei den grösstenteils von Acker-, Obst- und Weinbau lebenden Bewohnern keinen Wohlstand aufkommen liess und Zustände herbeiführte, die je länger, desto unerträglicher wurden. Es waren daher namentlich seit dem Jahre 1712 zu verschiedenen Malen Versuche gemacht worden, diesen Uebelständen abzuhelpfen, sie scheiterten aber stets an dem Eigennutze der regierenden Orte, bis im Jahre 1798 die französische Republik, welche die Schweiz zur Sicherung ihrer östlichen Grenzen gegen das übrige monarchische Europa in ihre Interessen ziehen zu müssen glaubte, zunächst die westlichen Kantone durch ihre Truppen besetzen liess. Da erhoben sich auch die Bewohner des Thurgaus, erzwangen von den regierenden Kantonen Entbindung von der bisherigen Untertanenpflicht und setzten eine aus freien Wälen hervorgegangene Landesregierung ein. Aber dieser Zustand währte nicht lange, die französischen Armeen brachten die der französischen Directorialverfassung nachgebildete Verfassung der einen und unteilbaren helvetischen Republik fix und fertig mit sich und wol oder übel, die Kantone mussten sich in dieselbe fügen. Aber der Uebergang aus einem Staatenbund, dessen Teile nur sehr lose zusammenhingen, in einen straffen Einheitsstaat war zu schroff gewesen, die helvetische Verfassung wollte nicht recht Wurzel schlagen im Lande, Parteiungen und Zwistigkeiten zwischen den Freunden und Gegnern derselben waren die Folgen davon, bis Napoléon Bonaparte als erster Consul dem traurigen Zustande der Schweiz durch die sogenannte Mediationsakte im Jahre 1803 ein Ende machte. Nach derselben zerfiel die schweizerische Eidsgenossenschaft in neunzehn souveräne Kantone, unter denen der Thurgau den vierzenten bildete. Aber mit Napoleon fiel auch sein Werk wieder zusammen und wurde unter dem Drucke des Wiener Congresses durch den Bundesvertrag vom Jahre 1814 ersetzt, der zwar den unverletz-

ten Bestand der neunzen Kantone anerkannte und dieselben durch den Zutritt von Genf, Neuenburg und Wallis auf zweiundzwanzig vermerte, aber gleichzeitig auch die alten Aristokratien wieder herstellte und da, wo es keine gab, solche künstlich schuf. So wurde denn unter dem Schutze fremder Bajonette die Gewalt in den einzelnen Kantonen und auch im Thurgau grossenteils nur ein Besitztum einzelner weniger, die es verstanden hatten, an die Statsleitung zu gelangen. „Das Gefühl ihrer Machtvollkommenheit“, sagt Heinrich Zschokke, „verlockte sie allmählig zu landesherrlichem Gebieterstolz, zu Verantwortlosigkeit, zu Willküren, Lebenslänglichkeit des Amtes, zu Familienerhebungen und Günstlingbeförderungen; unter ihrem Einflusse bewegten sich abhängig sowol die Gerichte des Landes, als die Stellvertreter des Volkes in den grossen Räten. Aber Sinn und Herz des Volkes blieb in der Sensucht einig, dass „der Unfreiheit ein Ende werde“; und durch die Julirevolution von der Furcht vor fremder Gewalt befreit, ermannte sich daher das Schweizervolk zur Herstellung jener Rechte, deren Verlust es schon allzulange zu beklagen gehabt hatte. In den ersten Tagen des Herbstes traten auch im Thurgau zuerst einzelne Bürger, bald aber Versammlungen von Tausenden zusammen und forderten Abänderung der unfreien Verfassung ihres Landes im Sinne des Volkes und durch Männer des Volkes, unmittelbar von ihm selber dazu erwählt. Dies neue am 14. April 1831 proclamirte Statsgrundgesetz war eine demokratische Repräsentativverfassung, unter der es sich ganz gut leben liess. Demnach war das Aktivbürgerrecht an das zwanzigste Lebensjahr gebunden. Ein jeder Kreis bildete eine Urversammlung, welche sich zur Annahme oder Verwerfung der Verfassung, zur Erneuerung der Mitglieder des grossen Rats, zur Wahl der Friedensrichter und der Mitglieder der Kreisgerichte versammelte. In jedem Bezirke existirte eine Walversammlung, in welche jede Municipalgemeinde auf hundert Activbürger zehn Walmänner ernannte zur Wahl der Bezirksbehörden. Die gesetzgebende und aufsehende Gewalt war dem Grossen Rat von hun-

dert Mitgliedern (siebenundsiebzig Evangelischen und dreiundzwanzig Katholiken) mit zweijähriger Amtsdauer übertragen, dem auch die Ernennung der Mitglieder des kleinen Rats, des Obergerichts, des Erziehungsrates u. s. w. zustand. Der kleine Rat von sechs Mitgliedern mit einer Amtsdauer von drei Jahren war die höchste Vollziehungs- und Verwaltungsbehörde, das Obergericht von elf Mitgliedern war die letzte Instanz in Civil-, administrationen und peinlichen Rechtsfällen, sowie Cassationsgericht für die von den Bezirksgerichten inappellabel ausgesprochenen Urteile, sobald darin die Verletzung eines Gesetzes oder der bestehenden Rechtsformen nachgewiesen werden konnte. Die Richter mussten Rechtsgelehrte oder Mitglieder der obern Behörde gewesen sein oder schon als Richter functionirt haben, ihre Amtsdauer war sechs Jahre. Das Bezirksgericht von einem Präsidenten und sechs Richtern gleichfalls mit sechsjähriger Amtsdauer entschied als Cassationsgericht über die von den Kreisgerichten beurteilten Civil- und Polizeifälle und als erste Instanz über alle ausser der Competenz der Kreisgerichte liegenden bürgerlichen und administrativen Streitigkeiten und Polizeivergehen. In jedem Kreise gab es ein Kreisgericht von fünf Richtern mit dreijähriger Amtsdauer für Polizeisachen und bürgerliche Streitigkeiten unter fünfundzwanzig Gulden und einen Friedensrichter, gleichfalls auf drei Jahre erwählt, zur Vermittlung in bürgerlichen Streitigkeiten u. d. Die Gemeinden besorgten ihre Verwaltung selbständig durch die aus ihrer Mitte gewählten Gemeindebeamten. In jedem Bezirke existirte ein Bezirksstatthalter mit dreijähriger Amtsdauer als Organ der Regierung. Ein Erziehungsrat von neun Mitgliedern beider Confessionen, in dem zwei Geistliche von jeder derselben sein mussten, sorgte für und beaufsichtigte den öffentlichen Unterricht, ihre Amtsdauer war sechs Jahre.

Seit dem ist dieselbe immer im Anschluss an ähnliche Bewegungen in dem grösseren Nachbarkanton Zürich, nach dem sich die Thurgauer zu allen Zeiten zu richten pflegten, mehrmals partiellen Revisionen unterworfen worden, bis denn end-

lich im Jare 1868 eine neue Verfassung zu Stande gekommen ist, in der die reine Demokratie in höherem Grade Ausdruck gefunden hat, als in irgend einer anderen mir bekannt gewordenen Verfassung. Danach beruht die Statsgewalt auf der Gesammtheit des Volkes und wird theils unmittelbar durch die Stimmberechtigten, theils mittelbar durch seine Behörden und Beamten ausgeübt. Die höchste gesetzgebende und aufsehende Behörde ist der auf drei Jare direct vom Volke gewählte und aus je einem Mitgliede auf 250 Stimmberechtigte bestehende Grosse Rat, die oberste Vollziehungs- und Verwaltungsbehörde der gleichfalls direct vom Volke auf drei Jare gewählte Regierungsrat aus fünf Mitgliedern. Jedoch kann das Volk jederzeit den Grossen Rat oder den Regierungsrat oder beide Behörden abberufen. Auch unterliegen alle Gesetze und alle Grossratsbeschlüsse, welche eine neue einmalige Gesamtausgabe von wenigstens 50,000 Franken oder eine neue jährlich wiederkehrende Verwendung von mehr als 10,000 Franken zur Folge haben, der Volksabstimmung, die alljährlich in der Regel zweimal, im Fröjare und im Herbst, stattfinden soll. Auch sind alle Behörden und Beamten für ihre Verrichtungen dem State, beziehungsweise den Gemeinden und den Privaten nach den näheren Bestimmungen des Gesetzes verantwortlich. Behufs der Verwaltung ist der Kanton in acht Bezirke geteilt, für deren jeden in unmittelbarer Volkswahl ein Bezirksstatthalter für die Vollziehung der Gesetze und für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und polizeilichen Ordnung auf drei Jare ernannt wird. Gemeinsam mit dem aus zwei Mitgliedern bestehenden und ebenso gewählten Bezirksrat übt er die nächste Aufsicht über die Besorgung des Notariats-, des Armen- und des Vormundschafswesens, welches letzteres höchst verständigerweise nicht mit den Gerichten verquickt ist wie bei uns, sondern den Gemeinden obliegt, und über die Verrichtungen der Gemeindebehörden aus, denen die Gemeindeverwaltung zusteht. Zur Civilrechtspflege existiren für die kleineren Fälle in jedem Kreise, deren der Kanton zweiunddreissig zählt, ein Friedens-

richter, für die wichtigeren Fälle erstinstanzlich in jedem Bezirke ein Bezirksgericht aus fünf Mitgliedern, und letztinstanzlich für den ganzen Kanton das Obergericht aus sieben Mitgliedern, der Friedensrichter und die Bezirksrichter direct vom Volke, die Mitglieder des Obergerichts durch den grossen Rat sämmtlich auf drei Jare erwählt. Die Beurteilung von Strafprozessen ist in Fällen von Polizei- und correctionellen Vergehen den Bezirksgerichten, und in Fällen von Verbrechen den Geschwornengerichten übertragen. Stimmrecht bei allen Wahlen und Abstimmungen besitzen alle niedergelassenen Kantons- oder Schweizerbürger, welche das zwanzigste Lebensjar zurückgelegt haben, im Genusse der bürgerlichen Ehren stehen und im Kanton wonhaft sind. Einer aus der gesammten Lehrerschaft gebildeten Schulsynode steht bei Feststellung des Lehrplanes und der Lehrmittel für die allgemeine Volksschule, sowie beim Erlassen der dieselbe betreffenden Organisationsgesetze das Recht der Begutachtung und Antragstellung zu. Die Cultusverhältnisse ordnen die evangelische und die katholische Landeskirche selbständig durch in den Kirchgemeinden gewählte aus Laien und Geistlichen gemischte Synoden, die Obsorge für den kirchlichen Gemeindehaushalt, namentlich die Beschaffung der für die Besoldung der Geistlichen und für die Bedürfnisse des Gottesdienstes nötigen Geldmittel beruht auf den confessionellen Kirchengemeinden, jedoch kann Niemand zu einer kirchlichen Handlung gezwungen werden, und wird auch ausser der evangelischen und katholischen Landeskirche anderen Religionsgesellschaften innerhalb der Schranken der statlichen Ordnung das freie Selbstconstituierungsrecht zugestanden. Die definitive Anstellung der Geistlichen und der Lehrer an der Volksschule geschieht in der Regel auf Lebenszeit, jedoch sind die Walgemeinden berechtigt, dieselben jederzeit abzuwählen. Zu diesem Zweck soll nach Verlauf von drei Monaten vom Zeitpunkt des Abberufungsbegerens an, welches von einem Viertel der Stimmberechtigten gestellt sein muss, die Gemeindeversammlung angeordnet werden. Dass in der Verfassung auch die Grund-

rechte nicht felen, wie Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, Gewährleistung der persönlichen Freiheit, Unverletzlichkeit der Wohnung und des Eigentums, Freiheit der Presse und der Meinungsäusserung, Petitions-, Vereins- und Versammlungsrecht, Freizügigkeit, Gewerbefreiheit und Civilehe, ist selbstverständlich. Bedenkt man, dass der Kanton Thurgau im Jare 1798 noch ein Untertanenland der acht alten Orte war und dass die Bevölkerung desselben weitaus in der Mehrzal damals keine andere sociale Stellung einnam, als unsere Bauern vor der Aufhebung der Hörigkeit, so muss man staunen über die Fortschritte, die das Land auf politischem Gebiete binnen der kurzen Zeit von siebenzig Jaren gemacht hat, aber dazu gehört eben Freiheit der Bewegung, und keine Behauptung ist so ungereimt und haltlos, wie die namentlich auch in Deutschland selbst in gebildeten Kreisen so oft geäusserte, dies oder jenes Volk sei für die Freiheit noch nicht reif. Die Völker im grossen und ganzen, wie das Individuum im einzelnen, sind ganz gleich für die Freiheit geschaffen, deshalb gebe man ihnen erst freie Institutionen, dann werden sie auch zeigen, dass sie dafür reif sind, und dass bei absoluter Freiheit jeder Misbrauch derselben nur vorübergehend ist und sich wieder selber corrigirt.

Als ich meine Stelle als Professor der deutschen Sprache, und der allgemeinen Geschichte an der thurgauschen Kantonschule in Frauenfeld im Herbst 1857 antrat, bestand dieselbe gerade vier Jare, sie war im November 1853 nach heftigen Kämpfen eröffnet worden, zweimal hatte die Majorität der Bevölkerung ihr Veto dagegen eingelegt, aber das Gute bricht sich endlich doch immer Bahn, und so war es denn auch schliesslich den Freunden einer höheren Lehranstalt durch Wort und Schrift gelungen, alle Opposition zum Schweigen zu bringen, und zur Zeit meines Eintrittes war nur noch eine Stimme im ganzen Lande, dass dieselbe eine Notwendigkeit gewesen sei, wenn es auch selbstverständlich in der Natur der Sache läge, dass sie nicht jedem Einzelnen im Lande unmittelbar zu Gute kommen könne.

Die Anstalt umfasst eine Gymnasial- und eine Industrieabteilung (Realschule ohne Latein) aus je sechs Klassen, von denen die sechste Gymnasialklasse — die Klassen zählen wie ja fast überall in der Schweiz von unten auf — einen zweijährigen und die sechste Industrieklasse, da die Curse des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich, auf welches dieselbe vornemlich vorbereitet, mit dem October beginnen, einen halbjährigen, die übrigen Klassen einjährige Curse haben. Der Zweck der beiden Abteilungen ist die Vorbereitung auf die Universität für das Gymnasium und auf das Polytechnikum, wie schon gesagt, für die Industrieschule. Zur Constatirung der genügenden Vorbereitung findet am Schluss des Schuljahres für das Gymnasium im Früjar und für die Industrieschule im Herbst eine Maturitätsprüfung statt. Dieselbe besteht für die Zöglinge, die aus dem Gymnasium auf die Universität übergehen wollen, in einem schriftlichen Aufsatz in deutscher Sprache, und einer schriftlichen Uebersetzung aus dem Lateinischen und Griechischen ins Deutsche, einer schriftlichen Uebersetzung ins Lateinische und Französische, der schriftlichen Lösung mehrerer mathematischen Aufgaben und in einer mündlichen Prüfung, die sich auf deutsche Sprache und Literatur, Uebersetzung und Interpretation aus einem oder mehreren lateinischen (Cicero, Tacitus, Horaz, Plautus), griechischen (Homer, Sophokles, Thukydides, Plato) und französischen Schriftstellern, Geschichte mit Berücksichtigung der Geographie, Mathematik und Physik, Chemie und Naturgeschichte, und (für künftige Theologen) auf hebräische Grammatik und Uebersetzung aus den historischen Büchern des Alten Testaments erstreckt. Die Anforderungen stimmen also mit Ausnahme des lateinischen Aufsatzes, dessen Freunde ja auch in Deutschland von Jar zu Jar weniger werden, mit dem in Preussen für die Maturitätsprüfungen giltigen Reglement überein. Der Ausweis über genügend bestandene Maturitätsprüfung befreit bei den späteren Statsprüfungen vor den Fachbehörden (den beiden Kirchenräten für die evangelischen und katholischen Theologen, dem Obergerichte für die Juristen und

dem Sanitätsrat für die Mediciner) von einer Prüfung in den sogenannten humanioribus. Die erste Maturitätsprüfung fand im Jare 1858 statt und haben sich seitdem jährlich durchschnittlich drei bis vier derselben unterzogen, was für die Bedürfnisse des Kantons — derselbe zählt nicht viel über 90,000 Seelen — vollkommen ausreichend ist. Im einzelnen gestaltet sich der Unterricht folgendermassen:

Die erste (unterste) Klasse — zur Aufnahme in dieselbe ist die schriftliche Reproduktion einer leichten Erzählung ohne die grössten Verstösse in der Muttersprache und einige Sicherheit im Rechnen mit ganzen Zalen erforderlich — hat 2 Std. Religionslehre, 4 Std. Deutsch, 7 Std. Latein (Formenlehre bis zu den unregelmässigen Verben excl.), 5 Std. Arithmetik (die Grundrechnungen mit ganzen Zalen, die gemeinen und zenteiligen Brüche), 3 Std. Geographie, 2 Std. Zeichnen, 2 Std. Gesang, 2 Std. Schreiben, zusammen 27 Stunden wöchentlich; die zweite Klasse 2 Std. Religion, 4 Std. Deutsch, 7 Std. Latein (unregelmässige Verben, Nominalsyntax, Lectüre von Cornelius Nepos), 6 Std. Griechisch (Formenlehre), 4 Std. Arithmetik, 3 Std. Geographie, 2 Std. Geschichte (biographische Skizzen aus der alten und mittleren Geschichte), 2 Std. Zeichnen, 2 Std. Schreiben, 2 Std. Gesang, zusammen 34 Stunden wöchentlich; die dritte Klasse 2 Std. Religion, 3 Std. Deutsch, 7 Std. Latein (Fortsetzung der Syntax, Lectüre von Cornelius Nepos, Caes. de bello gallico, Ovid Metamorph.), 6 Std. Griechisch (Wiederholung des Verb und Syntax des Nomen, Lectüre der mythologischen Erzählungen und äsopischen Fabeln in Süpfle und Feldbausch Chrestomathie, Homer Odyssee ein Gesang), 4 Std. Französisch (Formenlehre und Lectüre in Gruner Chrestomathie), 3 Std. Mathematik (die ersten Operationen mit Buchstaben und Planimetrie), 3 Std. Schweizergeschichte, 2 Std. Naturgeschichte, zusammen 30 Std. wöchentlich; die vierte Klasse 2 Std. Religion, 3 Std. Deutsch, 7 Std. Latein (Fortsetzung der Syntax, Lectüre von Livius und Vergil), 6 Std. Griechisch (Fortsetzung der Syntax, Lectüre von Xenoph. Anab., Homer Odyssee sechs

Bücher, Hesiod Theogonie), 4 Std. Französisch, 4 Std. alte Geschichte, 3 Std. Mathematik (Gleichungen des ersten und zweiten Grades, Aenlichkeit und Gleichheit der Figuren), 2 Std. Naturgeschichte, 2 Std. einfache Buchhaltung, zusammen 33 Std. wöchentlich; die fünfte Klasse 2 Std. Religion, 2 Std. Deutsch, 7 Std. Latein (Wiederholung der Syntax, Lectüre von Cicero Reden und Briefe, Sallust de conj. Cat., Horaz Oden ein Buch, Vergil Georg. ein Buch), 6 Std. Griechisch (Fortsetzung der Syntax, Lectüre von Horodot drei Bücher, Homer Iliade vier Bücher), 3 Std. Französisch, 3 Std. Geschichte des Mittelalters, 3 Std. Mathematik (Gleichungen mit mehreren Unbekannten, Logarithmen, Trigonometrie), 2 Std. Physik, zusammen 28 Std. wöchentlich; die sechste Klasse 2 Std. Religion, 2 Std. Deutsch, 7 Std. Latein (Cicero de fin. 3 Bücher, Horaz Oden ein Buch, Episteln ein Buch, einige Satiren), 6 Std. Griechisch (Abschluss der Grammatik, Lectüre von Sophocles zwei Dramen, Demosthenes zwei Reden, Thukydides zwei Bücher), 2 Std. Französisch, 4 Std. Hebräisch, 3 Std. neuere Geschichte, 3 Std. Mathematik und Physik, 2 Std. Chemie, zusammen 31, resp. für Nichttheologen 27 Stunden wöchentlich. Die Pensen sind also, da die Schule in sieben und nicht in neun Jaren absolvirt wird, grösser als auf den preussischen Gymnasien, dafür sind aber die Klassen viel weniger zahlreich — bei meinem Abgange im Jare 1862 zählten sie zwischen fünf und dreizehn Schüler und werden schwerlich seit dem zahlreicher geworden sein — und ausserdem sind die Schüler älter, sie treten erst mit dem vollendeten zwölften Lebensjare in die Schule. Die Leistungen können sich auch in der That mit denen eines jeden guten preussischen Gymnasiums getrost messen. Von der preussischen Unterrichtsordnung abweichend, ist der Unterricht in der Buchhaltung in der vierten und in der Chemie in der sechsten Klasse, sowie der Anfang des Griechischen schon im zweiten und des Französischen erst im dritten Schuljar. Nach meinen Erfahrungen hat sich diese Einrichtung sehr gut bewährt und dürfte auch anderswo Nachahmung verdienen.

Die Maturitätsprüfung an der Industrie-Abteilung soll herausstellen, dass der Examinand denjenigen Grad der allgemeinen und besonderen Schulbildung erreicht habe, um den Unterricht am eidsgenössischen Polytechnikum mit gutem Erfolg besuchen zu können und befreit denselben deshalb von der reglementarischen Aufnahmeprüfung. Die thurgausche Industrieschule war eine der ersten in der Schweiz, der auf Grund einer von mehreren Professoren des Polytechnikums vorgenommenen Revision dies Recht von dem eidsgenössischen Schulrat eingeräumt wurde. Die Prüfung bezieht sich auf deutsche und französische Sprache, Algebra (Gleichungen des ersten, zweiten und dritten Grades, Lehre von den Potenzen und Wurzeln, Ausziehen der Quadrat- und Kubikwurzel, Logarithmen und Kettenbrüche, einfache Reihen, Ausziehen höherer Wurzeln, Elemente der Combinationslehre, die Exponential-, Logarithmal- und trigonometrischen Reihen, das Wesentliche aus der Lehre von den höheren Gleichungen), Stereometrie, ebene und sphärische Trigonometrie, Elemente der analytischen Geometrie, darstellende Geometrie (des Punktes, der Geraden, der Ebene, des Raumecks, der wichtigsten eben begrenzten Körper, der Kugel und des Cylinders, Schattenlehre und Axonometrie), Geodäsie, Physik, Mechanik des materiellen Punktes und der festen Körper, Naturgeschichte der drei Reiche, unorganische Chemie und Elemente der analytischen Chemie, Geographie und Geschichte. Da das Polytechnikum in Zürich auch die Lehrer für die Industrieschulen bildet, so hatten also die Industrie-Abteilungen der schweizerischen Kantonsschulen schon vor zehn Jahren und länger die Berechtigung, die den preussischen Realschulen erster Ordnung erst durch das Ministerialrescript vom 7. December 1870 eingeräumt worden ist, ihren Lehrern die nötige Vorbildung selber zu geben.

Für die richtige Beurteilung des nachstehenden Unterrichtsplanes der Industrieschule ist zu bemerken, dass die untere Abteilung (Klassen 1 bis 3) für den Kreis Frauenfeld die Stelle der Secundarschule — von diesen Schulen wird später die Rede

sein — vertritt und so in gewissem Sinne ihren Abschluss in sich für diejenigen Schüler hat, die aus ihr in die niederen bürgerlichen Berufskreise eintreten. Die Folge hiervon für den Unterricht ist, dass in mehreren Fächern der gleiche Unterricht unten und oben vorkommt, dort mehr in historischem, das praktische Leben unmittelbar berücksichtigendem Ueberblick, wesentlich auf der Anschauung beruhend, hier in gründlicherer, wissenschaftlicher Weise. In der oberen Abteilung (Klassen 4 bis 6) tritt eine Scheidung in technischer und mercantiler Richtung ein, dort mit Uebergewicht des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts, hier mit grösserer Berücksichtigung des Unterrichts in den lebenden Sprachen, des praktischen Rechnens und der Buchhaltung. Die Lehrgegenstände der ersten Klasse waren demnach 2 Std. Religion, 4 Std. Deutsch, 6 Std. Französisch, 5 Std. Rechnen, 2 Std. Naturgeschichte, 3 Std. Geographie, 2 Std. Zeichnen, 2 Std. Schreiben, 2 Std. Gesang, zusammen 28 Stunden wöchentlich; der zweiten Klasse 2 Std. Religion, 4 Std. Deutsch, 4 Std. Französisch, 4 Std. Rechnen, 2 Std. im Sommer und 3 Std. im Winter Geometrie, 3 Std. Geographie, 2 Std. Geschichte, 2 Std. Naturgeschichte, 2 Std. Freihandzeichnen, 2 Std. Schreiben, im Winter 2 Std. geometrisches Zeichnen, zusammen im Sommer 27, im Winter 30 Std. wöchentlich; der dritten Klasse 2 Std. Religion, 3 Std. Deutsch, 4 Std. Französisch, 3 Std. Algebra, 2 Std. Geometrie, 1 Std. praktische Geometrie, 3 Std. Physik, 3 Std. Geschichte, 2 Std. praktisches Rechnen, 2 Std. Buchhaltung, 3 Std. geometrisches Zeichnen, 2 Std. Freihandzeichnen, 2 Std. Schreiben, zusammen 32 Stunden wöchentlich; der vierten Klasse für beide Sectionen gemeinschaftlich 2 Std. Religion, 3 Std. Deutsch, 4 Std. Französisch, 3 Std. Geschichte, 2 Std. Geographie, zusammen 14 Stunden, für die technische Section besonders 2 Std. Algebra, 2 Std. Trigonometrie, 3 Std. Geometrie, 2 Std. Physik, 2 Std. Chemie, 4 Std. technisches Zeichnen, zusammen 15 Stunden, für die mercantile Section besonders 1 Std. französische Handels-correspondenz, 4 Std. Englisch, 3 Std. Italienisch, 5 Std. kauf-

männisches Rechnen, 2 Stunden Buchhaltung, 1 Std. Waarenkunde, 2 Std. Schreiben, zusammen 19 Stunden wöchentlich; der fünften Klasse für beide Lectionen gemeinschaftlich 2 Std. Religion, 2 Std. Deutsch, 4 Std. Französisch, zusammen 8 Std., für die technische Lection besonders 3 Std. Algebra, 2 Std. Trigonometrie, 2 Std. Geometrie, 3 Std. Physik, 3 Std. Mechanik, 2 Std. Naturgeschichte, im Sommer 3, im Winter 6 Std. Chemie, 4 Std. technisches Zeichnen, zusammen im Sommer 22, im Winter 25 Std., für die mercantile Section besonders 1 Std. französische Handelscorrespondenz, 6 Std. Englisch, 3 Std. Italienisch, 3 Std. kaufmännisches Rechnen, 2 Std. Handelsgeographie, 2 Std. kaufmännische Correspondenz, 1 Std. Wechsellehre, 2 Std. Waarenkunde, 2 Std. Schreiben, zusammen 20 Std. wöchentlich; der sechsten rein technischen Klasse 3 Std. Algebra, 3 Std. analytische Geometrie, 3 Std. Geodäsie, 2 Std. Physik, 1 Std. darstellende Geometrie, 1 Std. Mechanik, 4 Std. technisches Zeichnen, 2 Std. Deutsch, 1 Std. Chemie, 3 Std. Mineralogie, zusammen 23 Stunden wöchentlich.

Facultativ war für die Gymnasiasten der oberen Klassen das Englische, für die Industrieschüler der technischen Section in IV und V das Englische und Italienische, für die mercantile Section in IV Stereometrie und Trigonometrie, und in V sämtliche mathematischen Fächer und die Physik.

Eine eigentümliche Einrichtung an der Anstalt bestand noch darin, dass auch Solche, die schon einem bürgerlichen Berufskreise angehörten, als Hospitanten in einzelnen Fächern dem Unterrichte beiwohnen konnten, und dass diejenigen Zöglinge, die sich dem Secundarlehrhramte widmen wollten, in besonderen Stunden methodische und pädagogische Anleitung an der Hand des Lehrplans für die thurgauischen Secundarschulen erhielten, womit sich Lehrproben in den verschiedenen Fächern in einigen Klassen der Kantonsschule verbanden; worin mir die einzig richtige und deshalb auch anderswo Nachahmung verdienende Lösung der Frage zu liegen scheint, wo und wie die Lehrer der Mittelschulen gebildet werden sollen. Seminarbil-

dung reicht für sie nicht aus, ein, sei es auf der Universität, sei es auf dem Polytechnikum akademisch gebildeter Lehrer aber wird die Mittelschule immer nur als Durchgangspunkt betrachten und danach trachten, sobald als möglich an eine höhere Lehranstalt zu kommen, sodass die Mittelschulen mit dieser Einrichtung stehen und fallen.

Wie die Zöglinge sämtlicher höherer Schulen in der deutschen Schweiz waren auch die Kantonsschüler in Frauenfeld militärisch organisirt und hatten den Sommer über ihre regelmässigen Uebungen, die im October in der Regel ihren Abschluss in einem mit den Cadettencorps der Nachbarkantone gemeinsam ausgeführten Manöver fanden, das sich wol auch auf den Zeitraum von zwei, drei Tagen ausdehnte und jedesmal ein Fest für die ganze Gegend war.

Mit der Kantonsschule ist ein Convict für fünfunddreissig Schüler verbunden, die zur Zeit meiner Tätigkeit an derselben ein Kostgeld von 320 Franken zaltten, das Schulgeld betrug in den verschiedenen Klassen zwischen dreissig und sechzig Franken jährlich. Das Schulhaus ist, wie sich das ja in der Schweiz nicht selten findet, ein warer Prachtbau, der ausser den vierzen Klassenzimmern und einer geräumigen Aula ein Konferenzzimmer, ein Amtszimmer für den Rector, ein Laboratorium und ein Lehrzimmer für Chemie, ein Lehrzimmer für den physikalischen Unterricht, einen Saal für technisches und Freihandzeichnen, sowie besondere Räumlichkeiten für die Bibliothek und die Sammlungen, und eine Turnhalle enthält, umgeben von einer botanischen Anlage.

Das Lehrercollegium bestand aus fünfzen Mitgliedern, deren Wahl einem aus fünf Personen bestehenden Aufsichtsrat zusteht, der auch — abweichend von dem Brauch an andern Anstalten, wo die Lehrercollegien sich ihren Rector selber wählen — auf je zwei Jare den Rector ernennt, jedoch ist Wiederwahl zulässig. Als ich eintrat, verwaltete das Rectorat seit Begründung der Anstalt Johann Ulrich Benker aus Diessenhofen, einem am Rhein gelegenen Städtchen im Kanton Thurgau, wo er vorher, wie alle

seine Vorfaren, was man in Deutschland so leicht nicht treffen möchte, seit über zweihundert Jaren, Pfarrer gewesen war, einer freien theologischen Richtung huldigend, die er seinen sein ganzes Leben hindurch mit Begeisterung fortgesetzten philologischen und philosophischen Studien zu verdanken hatte, eine bedeutende Persönlichkeit, nur zog er es leider vor, die Früchte seiner gelehrten Studien, die er bis an seinen Tod mit unermüdlicher Beharrlichkeit fortsetzte, im literarischen Verkehr mit seinen Freunden zu verwerten, statt sie in selbständigen Schriften der Oeffentlichkeit zu übergeben. Als Probe der Eigenart seines Denkens und seines Stiles mögen die Einleitungsworte zu dem letzten von ihm veröffentlichten Programm — er starb im sechsundsechzigsten Lebensjar im Sommer 1858 — gelten: „Nach Beendigung des äusseren Ausbaues der Kantonsschule bleibt ihr nun die Aufgabe innerer Vollendung. Hier liegt das Ziel in der Unendlichkeit. Wann der einzelne Mensch die Umrisse seines Lebens in freiem und grossem Sinne sich gezeichnet hat, er seiner Lebensban und seiner unwandelbaren Treue in ihrem Verfolgen sicher ist, bleibt ihm noch eine grosse ewige Arbeit, sie erfüllt die Stunden seines Daseins. Hier ist in schon Erstrebtem eine Lücke zu ergänzen, dort weiset ein in den Geist einbrechender Lichtstral, dass eine neue Lichtregion zu betreten ist: überall enthält jedes Moment des Wissens, jedes Moment der sittlichen Bildung eine innere Unendlichkeit; die geistige und sittliche Schöpfung geht ewig aus stillen, göttlichen Lebenstiefen hervor, — und Seligkeit wird jeder Stunde, die eine neue Schöpfung brachte oder sie sinnig ausbildete, — während das Ganze des Daseins das grosse Mystereium des harmonischen Werdens eines innerlich reichen Wesens mit unsterblichen Zügen aufschliesst. Eine grössere Anstalt für Menschenbildung muss noch mehr diese innere Unendlichkeit von ewig und harmonisch schaffenden Kräften in sich tragen. Dass zuerst Uebereinstimmung und Einheit sich oben finde, die vielen Bildenden in einem Geiste bilden, Jeder ein Mittelpunkt der Befreundung sei — nicht um sich, son-

dern für das eine Ganze —, Jeder seine ware Stelle erfasse und voll Selbstbeschränkung und Selbstverleugnung dem Ganzen, seinem Sinne und Geiste, sich unterordne, und nun in diese seine Stelle mit ihrer naturgemässen Gränze und ihrem inneren Maasse den unendlichen Wert seines edlen Wirkens lege —: es muss ein guter Geist durch eine umfassende Bildungsstätte walten, um diesen ersten harmonischen Zug zu bewirken. Jede Wissenschaft dann in ihrem objectiven Gehalte und in ihrer Tiefe für sich zu ergründen, und sie so mitzuteilen wissen, dass auch der jugendliche Geist noch von ihren tiefern, echt wissenschaftlichen Zügen erfasst, ist eine schwierige Lebensaufgabe. Und noch schwieriger ist es, im gleichen jugendlichen Geiste die Anung zu erwecken — sie darf ihm nicht ganz fremd bleiben —, dass alle Wissenschaften durch ein inneres Geistesband verbunden sind, dass sie alle nur Enthüllungen sind einer Geisteswelt und eines grossen Geisteslebens, und dass irgend etwas Wissenschaftliches warhaft sich zueignen nichts anderes ist, als mitreden und heimisch werden in dieser ewigen Lichtwelt. Die Einheit zum Princip aller Bildung machen, und sie auch im Geiste und Wesen des Jünglings wecken und entfalten, dass Verstand und Herz gleich genärt und harmonisch gebildet werden, dass überall fast unbewusst der zarte Sinn des Maasses alles ordnet — darum weil dem Jünglinge alles in sinnigem Maasse dargeboten wird —; dass der letzte Erfolg der gesammten Bildung ein innerlichst ganzer Mensch ist in unverlierbarer Gesundheit des Geistes und des Herzens und ihrer ewigen Lebensfrische, zur Freude in der Menschenwelt und in der Gotteswelt —; es sind warhaft Aufgaben des Lebens, die eine innere Unendlichkeit und ein Wunder der Hingebung und der Selbstverleugnung in sich schliessen. Und doch ergeht an jeden Bildenden der unabweisbare Ruf: *Σπάρατον ἔλαχες, ταύταν νόσμει.* „Ein göttliches Amt ist Dir, warte seiner!“ Für mich war sein Tod auch noch insofern von Bedeutung, als ich, obgleich für Deutsch und Geschichte angestellt, den griechischen Unter-

richt in der obersten Klasse übernehmen musste und so wieder in die klassische Philologie hineinkam.

Unter den vierzen übrigen Lehrern waren mich eingeschlossen fünf Deutsche, ein Würtemberger, der nach Benker zum Rector ernannt wurde, Kraut, jetzt erster Professor an dem evangelisch-theologisch-philologischen Seminar in Schöntal, ein Badenser aus Constanz, Müller, später Vorstand der höheren Bürgerschule in Bretten, ein Braunschweiger, Wolfgang, jetzt Oberlehrer an dem kaiserlichen Lycée in Metz, und ein Bayer aus Schwabach, der so viel ich weiss, auch jetzt noch an der Anstalt wirkt. Auch Benker's Stelle wurde mit einem Deutschen, Boeckel, vorher Lehrer am Gymnasium in Jever, besetzt, der von Frauenfeld aus Oldenburg auf dem ersten norddeutschen Reichstage vertrat und jetzt Oberlehrer am Gymnasium in Cüstrin ist. Die übrigen Lehrer waren Schweizer und gehörten verschiedenen Kantonen an, nur drei waren Thurgauer. In Bezug auf die Confession waren drei Katholiken, die übrigen evangelisch. Es herrschte unter den Lehrern ein reges wissenschaftliches Streben und Benker durfte mit Recht in dem Programm 1857 sagen: „doch dies Zeugnis gibt sich die Anstalt, dass es ihren Lehrern nicht felt an warmem Interesse für die Jugendbildung, an ernster Bemühung in sich mehr zu werden und immer mehr ihren Zöglingen zu geben.“ Weitaus die Merzal schrieb nicht nur regelmässig in Schweizer- und deutsche Fach- und andere Journale, sondern trat auch mit grösseren Arbeiten selbständig in die Oeffentlichkeit, ich beispielsweise veröffentlichte während meiner Wirksamkeit an der thurgauschen Kantonsschule ausser einem Grundriss der allgemeinen Geschichte und einem praktischen Lehrgang der deutschen Sprache, letzteren gemeinsam mit Kraut, zum Teil die Früchte meiner Studien in Bezug auf die Kantone der westlichen Schweiz und fand in dem Stats- und Stadtarchiv zu Frauenfeld eine reiche Quelle von Material zu einer historischen Darstellung „der Befreiung der Landgrafschaft Thurgau im Jare 1798 und der Kanton Thurgau unter der Helvetik 1798 bis 1803“; bei welcher Gelegenheit ich nicht unterlassen kann,

der grossen Liebenswürdigkeit Erwähnung zu tun, mit der die Vorsteher der beiden Archive mich in meiner Arbeit unterstützten, sodass ich die Schätze derselben mit aller Musse in meiner Behausung ausnutzen konnte. Mit derselben Liberalität wurde uns auch die aus den Bibliotheken der zahlreichen aufgehobenen Klöster gebildete Kantonsbibliothek zur Disposition gestellt, die ein ehemaliger evangelischer Pfarrer, der damalige Regierungsrat Herzog, in musterhafter Weise geordnet und katalogisirt hatte. Wir Philologen hatten ausserdem ein wissenschaftliches Kränzchen, in dem griechische und lateinische Autoren, zur Abwechslung auch ein französischer Schriftsteller gelesen und interpretirt wurden.

In keinem Lande in Europa wird den Mittelschulen, das heisst der Fortführung des in der allgemeinen Volksschule erteilten Unterrichts zu einer abgeschlossenen Vorbereitung auf rationelle Gewerbstätigkeit, eine solche Aufmerksamkeit geschenkt wie in der Schweiz. Mit Ausnahme der kleinen Kantone der innern Schweiz, des Wallis und Graubündens existiren in allen Kantonen eine grössere oder geringere Anzahl solcher Lehranstalten. Obenan stehen die Kantone Zürich, Thurgau, St. Gallen, Baselland und Aargau.

Im Thurgau bestanden im Jare 1859 deren sieben (für den Hauptort Frauenfeld und Umgegend ersetzen die drei untersten Klassen der Industrieschule die Secundarschule), die so über das Land verteilt waren, dass die Schüler von dem elterlichen Hause bis zur nächsten Secundarschule einen Weg von höchstens zwei Stunden zu machen hatten. Besucht wurden dieselben von zusammen 571 Schülern, die sich auf die einzelnen Schulen in der Weise verteilten, dass die zahlreichste fünfzig, die am wenigsten besuchte achtzen Schüler zählte. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 26,520 Franken, wovon 24,530 Franken für die Besoldung der Lehrer und der Rest für Lehrmittel, Examenausgaben u. d. verausgabt wurden. Aufgebracht wurden die Kosten theils durch die Gemeinden, die zusammen den Schulkreis bilden, theils durch den Stat, der in der Regel an die

Schulen mit einem Lehrer einen jährlichen Beitrag von 900, an die mit zwei Lehrern von 1000 Franken zalte, teils durch das Schulgeld (zwanzig Franken per Jar), das jedoch Minderbemit-telten ganz oder teilweise erlassen werden kann.

Seit dem ist die Zal noch um vier vermert worden, auch sind die Lehrergehälter den Zeitverhältnissen entsprechend erhöht worden, sodass im Statshaushalt des Kantons für das Jar 1872 schon ein Zuschuss von 32,400 Franken ausgeworfen war. Secundarschulen mit zwei Lehrern gab es drei, zu Bischofszell, Diessenhofen und Weinfelden, die übrigen hatten je einen. Die Schülerzal betrug in Schulen mit einem Lehrer zwischen fünfzen und dreissig, in den Schulen mit zwei Lehrern dreissig bis fünfzig, in allen zusammen etwa sechshundert.

Die nächste Aufsicht über die Secundarschule und das Rechnungswesen derselben ist einer Vorsteherschaft von fünf bis neun Mitgliedern übertragen, die auf eine Amtsdauer von drei Jaren teils durch den Erziehungsrat, teils durch die Schulvorsteher-schaften der zum Secundarschulkreis gehörenden Gemeinden gewält werden und keine Entschädigung für ihre Verrichtungen erhalten. Für die pädagogische Leitung und Beaufsichtigung der Schulen besteht unter der Oberaufsicht des Erziehungsrats und von diesem auf die Dauer von drei Jaren gewält ein Secundarschulinspectorat aus drei Mitgliedern (zur Zeit meiner Wirksamkeit in Frauenfeld dem Seminardirector, einem Pfarrer und einem Professor der Kantonsschule), das auch dem Erziehungsrate die Vorschläge zu den Lehrerwalen macht, die provisorisch auf unbestimmte Zeit oder definitiv auf die Dauer von sechs Jaren durch letzteren erfolgen. Alljährlich versammeln sich die Secundarlehrer zweimal zur Besprechung von Fragen, die das Seminarschulwesen betreffen, wie Lehr- und Lectiionsplan, Lehrmittel und Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer u. s. w. unter Leitung eines Mitgliedes des Inspectorats. Der Erziehungs-rat zalt den Lehrern für die Teilname ein Tagegeld von zwei Franken und eine Reiseentschädigung je nach der Entfernung von ein bis drei Franken. Von Zeit zu Zeit werden auch für

die Secundarlehrer Fortbildungscurse von acht- bis vierzertägiger Dauer von dem Erziehungsrat angeordnet, die durch die Professoren der Kantonsschule abgehalten werden und für deren Besuch die Secundarlehrer dieselbe Entschädigung erhalten, wie für die Teilname an ihren Jaresconferenzen.

Der Besuch der Secundarschule ist jedem Kinde aus dem Secundarschulkreis gestattet, das die allgemeine Volksschule sechs Jare lang besucht hat und sich in einer Prüfung über die zur Aufnahme nötigen Kenntnisse ausweist. Der Lehrplan setzt einen dreijährigen Cursus voraus, berücksichtigt indessen soviel als möglich auch diejenigen Schüler, die schon nach zwei Jaren austreten und sucht auch ihnen ein abgeschlossenes Ganze zu bieten. Die Zal der wöchentlichen Lehrstunden ist 33, von denen 2 auf die Sittenlehre, 6 Deutsch, 5 Französisch, 5 Arithmetik, 2 Geographie, 2 Geschichte, 2 Geometrie und Feldmessen, 3 Naturkunde, 2 Schönschreiben und Buchhaltung, 2 Zeichnen und 2 auf den Gesangunterricht fallen, wozu im Sommer noch Turnen kommt. Der Religionsunterricht wird in der Regel den Schülern von den betreffenden Ortsgeistlichen ihrer Confession erteilt. Die Schulen mit zwei Lehrern können auch die Elemente der alten Sprachen, sowie eine dritte neuere in den Kreis ihrer Unterrichtsfächer aufnehmen. Am Schluss des Schuljars wird in Anwesenheit der Vorsteherschaft und des Inspectorats eine öffentliche Prüfung abgehalten. Als ich nach Frauenfeld kam, bestanden diese Schulen schon seit einer Reihe von Jaren und die segensreichen Folgen machten sich daher schon z. B. in der Gemeindeverwaltung u. d. in der erfreulichsten Weise bemerkbar.

Auch das Primarschulwesen befand sich im Kanton auf einer verhältnissmässig hohen Stufe der Ausbildung. Die Schulpflichtigkeit beginnt mit dem sechsten Jare. Bis das eilfte Lebensjar zurückgelegt ist, besuchen die Primarschüler die Schule täglich, vom eilften bis zum dreizenten sind sie nur im Winter zum Besuch der Alltagsschule verpflichtet, im Sommer sind sie während dieser zwei Jare der Ergänzungs- oder Repertirschule

zugeteilt, vom dreizenten bis zum zurückgelegten fünfzenten Lebensjar besuchen sie auch im Winter nur diese, in der wöchentlich an einem Werktag im Sommer vier, im Winter drei Stunden Unterricht erteilt wird, während die wöchentliche Stundenzahl bei den Alltagsschülern auf siebenundzwanzig festgesetzt ist. Ferien müssen dem Lehrer unter allen Umständen mindestens acht Wochen verbleiben, doch wird in der Regel in der Alltagschule nur vierzig und in der Ergänzungsschule vierunddreissig Wochen Unterricht erteilt. Für die unentschuldigten Versäumnisse der Kinder werden die Eltern mit Geldstrafen belegt, die im Wiederholungsfall bis auf zwanzig Franken oder zentägiges Gefängnis verschärft werden können.

Die oberste Leitung und Aufsicht über das Erziehungswesen führt, wie schon gesagt, der Erziehungsrat, der aus fünf Mitgliedern besteht, die von drei zu drei Jaren mit steter Wiederwählbarkeit durch den grossen Rat ernannt werden und Taggelder für ihre Bemühungen erhalten. Zur Zeit meiner Anwesenheit im Kanton sassen in demselben — freilich eine etwas seltsame Zusammenstellung — der Statsanwalt als Präsident und ein Obergericht, ein Bezirksgerichtspräsident, ein Friedensrichter und ein Verwaltungsbeamter als Mitglieder. Früher war längere Zeit der ehemalige Zürcher Seminardirector und bekannte pädagogische Schriftsteller Thomas Scherr, der Bruder von Johannes Scherr, Präsident der Behörde gewesen.

Zum Zweck der allgemeinen Beaufsichtigung der Primarschulen werden vom Erziehungsrat auf eine Amtsdauer von drei Jaren einzelne Inspectoren gewält. Ausserdem hat jede Primarschule noch ihre besondere locale Aufsichtscommission, die Schulvorsteherschaft, aus fünf bis neun Mitgliedern, die von allen stimmberechtigten Einwonern des Schulkreises gewält werden. Die Pfarrer sind von Amts wegen Mitglied aller Schulvorsteherschaften ihres Kirchspiels, die Lehrer können jedoch nicht Mitglieder sein. Wahl und Abberufung des Lehrers steht der Schulgemeinde, d. h. sämtlichen stimmfähigen Einwonern zu, sie mögen Kinder in der Schule haben oder nicht. Provi-

sonische Besetzungen von Schulstellen geschehen durch den Erziehungsrat. Wegen Unsittlichkeit, Unfähigkeit, Unfleiss und Nichtbefolgung der Schulgesetze oder der Verordnungen des Erziehungsrates können die Lehrer auch vom Erziehungsrat abberufen werden.

Nach dem Schulgesetze sollte das Minimum des Einkommens eines Volksschullehrers in einer fixen Besoldung von 320 Franken, den Schulgeldern (1 bis 3 Franken per Kopf) und einer anständigen Wohnung nebst einer halben Juchart Pflanzland bestehen, aber schon im Jare 1853 gab es nur noch zwanzig Schulen, die jährlich weniger als 400 Franken ertrugen, wol aber eine ganze Reihe mit 700, 800 und selbst 900 Franken und bei dem ehrenwerten Streben der Gemeinden, in dieser Beziehung nicht hinter einander zurückstehen zu wollen, haben sich diese Verhältnisse aller Warscheinlichkeit nach seit dem noch erheblich verbessert. Sobald die Zal der Schüler, welche im Winter zum Besuche der Alltagsschule verpflichtet sind, sich vier Jare hindurch auf der Höhe von hundert erhält, tritt eine Teilung im Sinne des Klassensystems (Ober- und Unterschule) ein.

Die Zal der Primarschulen belief sich im Jare 1861 auf zweihundertunddrei, während es vor dem Jare 1854 noch zweihundertsechsendsechzig gegeben hatte. In dieser Abname ist aber kein Rückschritt zu suchen, im Gegenteil die Veränderung der Schulen war dem Erziehungsrat als ein Verdienst anzurechnen. Der Kanton Thurgau ist bekanntlich ein paritätisches Land (fünfsechstel Protestanten und einsechstel Katholiken), aber beide Confessionen wohnen so durch einander, dass es weder ganz protestantische, noch ganz katholische Ortschaften gibt. Die Schulen waren aber confessionell geschieden, und so kam es denn, dass die katholischen Schulen grösstenteils sogenannte Zwergschulen mit oft weniger als zwanzig Schülern waren. Der Erziehungsrat liess sich daher von dem grossen Rat durch ein Gesetz autorisiren, benachbarte kleine Schulen zusammenzuziehen oder mit einer grösseren zu verschmelzen, indem er sie zu gleicher Zeit ihres confessionellen Charakters entkleidete, und hat dies auch mit grosser Energie zum Heile des Ganzen durchgeführt,

trotz der hartnäckigen Opposition, die einige Gemeinden machten. Jetzt ist Jedermann mit dieser Massregel einverstanden.

Für die Heranbildung der Primarlehrer sorgt der Stat durch sein Seminar, das sich in dem ehemaligen Kloster Kreuzlingen befindet und 1862 einen jährlichen Statsbeitrag von 13,700 Franken nötig machte. Die Merkosten wurden durch die Kostgelder der Zöglinge gedeckt. Das Wälbarkeitszeugnis erteilt der Erziehungsrat nur auf Grund des Bestehens einer Prüfung. Für Oberschulen sind nur solche Lehrer wälbar, die Nummer Eins erhalten und schon ein Jar unterrichtet haben. Zum Zweck der Fortbildung der Primarlehrer werden von Zeit zu Zeit am Seminar besondere Curse veranstaltet. Die Teilname ist obligatorisch, jedoch erhalten die Teilnemer eine angemessene Entschädigung. Ferner bestehen Bezirksconferenzen, von welchen sich jede wieder in Specialconferenzen von sechs bis fünfzen Mitgliedern teilt. Jede der letzteren versammelt sich mindestens acht mal im Jare. Die Bezirksconferenzen versammeln sich jedes Jar zweimal und zwar vor dem Anfang des Sommersemesters und vor dem Anfang des Wintersemesters. Die Beratungen dauern einen ganzen Tag, jedes anwesende Mitglied erhält eine Entschädigung aus der Kasse des Erziehungsrats. Dazu kommt noch seit dem Jare 1860 die Kantonalconferenz oder Schulsynode, hervorgegangen aus einem freiwilligen Lehrerverein, die sich in der Regel jährlich einmal versammelt und zu deren Besuch die Primar- und Secundarlehrer gegen ein Taggeld von zwei Franken verpflichtet sind. Den Lehrern an der Kantonsschule und am Seminar ist es freigestellt, den Bezirks-, Secundar- und Kantonalconferenzen mit beratender Stimme beizuwonen.

Die Aufgabe der Specialconferenzen besteht vorzugsweise darin, dass die Mitglieder ihre Kenntnisse in den vom Unterrichtsgesetz geforderten Lehrgegenständen tiefer begründen und erweitern, namentlich sich im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck üben, einzelne Lehrgegenstände in besonderen Probelectionen praktisch durchführen und einander ihre Erfahrungen und Ansichten in Schulangelegenheiten mitteilen. Die Be-

zirksconferenzen haben die Einteilung und Beschäftigung der Specialconferenzen zu ordnen und ihre Berichterstattungen zu prüfen, sowie Anträge an die Kantonalconferenz vorzubereiten, ausserdem findet in jeder Sitzung ein mündlicher oder schriftlicher Vortrag pädagogischen Inhalts statt nebst darauf bezüglichen Beratungen in Form freier Discussion. Die Kantonalconferenz endlich bildet das gesetzliche Organ, durch welches die gesammte Lehrerschaft des Kantons ihre allgemeinen Wünsche, Ansichten und Beschwerden an den Erziehungsrat gelangen lässt; namentlich hat sie auch in Lehrmittelangelegenheiten oder auf besonderes Verlangen des Erziehungsrats Gutachten an diese Behörde abzugeben. Durch die neue Verfassung ist die Competenz der Kantonsconferenz noch wesentlich dadurch erweitert worden, dass ihr in Bezug auf jeden die Schule tangirenden Gesetzesvorschlag das Recht gutachlicher Aeussderung zusteht, an die selbstverständlich der grosse Rat nicht gebunden ist, die er aber doch so leicht nicht, ohne triftige Gründe dafür zu haben, unbeachtet lassen wird.

Die Herstellung des Schulhauses ist Sache der Schulgemeinde. Vor 1830 hatten nur 43 Schulhäuser teilweise mit Lehrerwohnungen bestanden, in dem dreissigjährigen Zeitraum von 1830 bis 1860 wurden 158 neue Schulhäuser gebaut, für die die betreffenden Gemeinden eine Gesammtausgabe von 1,650,000 Franken machten. Im Jare 1860 waren also von den 203 Schulgemeinden nur noch zwei ohne besondere Schulhäuser.

Jede Schulgemeinde hat ein Schulgut, dessen Zinsen zur Besoldung des Lehrers, der Erhaltung des Schullocals u. dergl. dienen, jedoch ist der Bestand dieser Schulgüter sehr ungleich und differirte beispielsweise im Jare 1860 zwischen 2121 und 62,822 Franken. Der Stat leistete an die Besoldung jeder Primarlehrerstelle 100 Franken, und da wo die Zinsen des Schulgutes, der ordentliche Beitrag, die Schulgelder u. s. w. nicht ausreichten, wurde noch ein ausserordentlicher Statsbeitrag bis zu 150 Franken verabfolgt. Den ordentlichen Statsbeitrag an die Besoldungen hat der Stat ein für allemal in der Weise ge-

leistet, dass er jeder Schulgemeinde das der Zinssumme von 100 Franken entsprechende Kapital nemlich 2500 Franken aus dem Vermögen der 1848 aufgehobenen Klöster einhändigte. Die Quellen, aus denen das Schulgut fortwährend gespeist wird, sind: 1) Vermächtnisse und Vergabungen; 2) die gesetzliche Verehelichungsgebühr, die der Bräutigam an das Schulgut seiner Heimatsgemeinde abzugeben hat; 3) Einkaufsbetrag neu aufgenommener Bürger; 4) Zuschüsse, die der Stat dafür bestimmt, im Jare 1860 waren es 60,346 Franken; 5) ausserordentliche Beiträge der Bürger. Das Schulgut darf zur Bestreitung der laufenden Bedürfnisse nur in seinen Zinsen angegriffen werden. Wo die regelmässigen Einnahmen nicht ausreichen, da müssen Schulsteuern erhoben werden, die wie die Ortsgemeindesteuern auf das Vermögen umgelegt werden. Aus einer statistischen Uebersicht, die der Regierungsrat im Jare 1860 aufgestellt, entneme ich zum Schluss meiner Darstellung die Notiz, dass in dem genannten Jare 359,588 Franken auf den öffentlichen Unterricht verwendet wurden, für ein Ländchen von wenig über 90,000 Seelen unstreitig eine ganz respectable Summe. Davon kamen dem Primarschulwesen 290,536 Franken zu Gute, die wie schon gesagt, theils durch den Stat, theils durch die Gemeinden, theils durch die Schulgelder aufgebracht wurden, so dass sich also bei annähernd 18000 Schulkindern ohne die indirecten Zalungen der Eltern für Lehrmittel u. dergl. auf je einen Schüler der Primarschulen eine jährliche Ausgabe von $16\frac{11}{100}$ Franken, etwa $4\frac{1}{3}$ Taler ergibt; und für das Jar 1872 beziffert sich blos der Statszuschuss für den Primarunterricht auf 44,000 Franken, was mit den schon erwänten 32,400 Franken für den Secundarunterricht und den 35,750 Franken für den höheren Unterricht die nicht unerhebliche Summe von 114,540 Franken Statszuschuss für Unterrichtszwecke ausmacht; wie hoch müsste sich demnach das Budget des preussischen Unterrichtsministers bei einer Seelenzal von 24 Millionen belaufen, wenn sich das grosse Preussen nicht durch den kleinen Kanton Thurgau beschämen lassen will?

Noch eines wichtigen Punktes muss ich Erwänung tun, wie

nemlich im Kanton Thurgau für die Hinterbliebenen verstorbenen Lehrer gesorgt wird. Mit Zustimmung der Kantonalconferenz wurde im Jare 1861 mit der Schweizerischen Rentenanstalt ein Vertrag abgeschlossen, nach dem eine Lehrerwittwe eine Rente von 100 Franken erhält gegen je eine Jaresprämie von 15 Franken, an der fünf Franken von dem State übernommen wurden, so dass also ein jeder Lehrer, um nach seinem Tode seiner Wittwe eine Rente von hundert Franken zu sichern, während seines Lebens alljährlich einen Beitrag von je zen Franken zu leisten hat.

Die Nähe des Nachbarkantons Zürich — die Stadt Zürich ist ja von Frauenfeld nur acht und Winterthur sogar nur drei Schweizer Stunden entfernt und auf der Eisenban zu erreichen — machte mir es möglich auch das Züricher Unterrichtswesen genau kennen zu lernen und da der Kanton Zürich in Bezug auf dasselbe unstreitig an der Spitze der deutschen Kantone steht, so dürfte es vielleicht am Platze sein mitzuteilen, was ich darüber seiner Zeit aufgezeichnet habe, zumal ich die Bemerkung gemacht habe, dass auch wir in Deutschland recht viel daraus lernen könnten und sehr gut tun würden, diese oder jene Einrichtung nachzuahmen.

Der Kanton Zürich, der nach dem eidgenössischen Census von 1861 eine Bevölkerung von 266,268 Seelen zählte, besass nach dem Rechenschaftsbericht des Regierungsrates von 1860 ohne die Schulen der Stadt Zürich 383 allgemeine Volksschulen mit 483 Lehrern und 26,301 Schülern, welche die Alltags- und 21,336, welche die Ergänzungsschule besuchten, und im Anschluss an die allgemeine Volksschule 53 sogenannte Secundarschulen mit 58 Lehrern und 1674 Schülern, wovon 1336 Knaben und 338 Mädchen. Der Stat zalte an Kosten (Unterhaltung der Gebäulichkeiten, Lehrergehälter und Unterstützung unbemittelter Schüler) im Jare 1860 34,811 Franken 90 Centimes für die allgemeine und 57,750 Franken für die höhere Volksschule (Secundarschule); den Rest bestritten einerseits die Schulgemeinden aus den Zinsen ihrer Schulfonds, die (immer die Stadt

Zürich nicht mitgerechnet) sich zusammen auf 4,180,565 Franken 57 Centimes für die allgemeine und 316,168 Franken 50 Centimes für die höhere Volksschule beliefen, also zu 4 pCt. gerechnet in runder Summe 180,000 Franken abwarfen, und andererseits die Familien der schulpflichtigen Kinder mit 3 Franken für jeden Alltags-, $1\frac{1}{2}$ für jeden Ergänzungs- und 24 für jeden Secundarschüler (für notorisch unbemittelte zahlt die Gemeinde), mit zusammen 151,068 Franken. Es wurden also im Jare 1860 im Kanton Zürich etwa 225,000 Franken auf den Volksunterricht verwendet oder $1\frac{3}{4}$ Franken = 14 Sgr. per Kopf der Bevölkerung. Dass so bedeutende Anstrengungen von Seiten des States, der Gemeinden und Familien ein lebhaftes Interesse an dem Gedeihen der Volksschule voraussetzen, leuchtet von selbst ein; ein Blick in die Organisation des Zürcherischen Unterrichtswesens wird es bestätigen.

Die Erziehung des Volkes ist nach der Verfassung Sache des States (es existiren zwar im Kanton auch eine Reihe von Privatschulen, dieselben stehen jedoch gleichfalls unter strenger Controlle des States), und an der Spitze des gesamten Schulwesens steht dasjenige Mitglied des Regierungsrates, dem die Direction des Erziehungswesens übertragen ist und der den Titel Erziehungsdirector führt. Der Erziehungsdirector kann aber von sich aus keine Verfügungen erlassen, sondern ist in allem an das Gutachten des Erziehungsrates gebunden, der ihm beigeordnet ist und ausser ihm aus sechs Mitgliedern besteht, von denen vier durch den Grossen Rat, d. h. durch den gesetzgebenden Körper, und zwei durch die gesamte Lehrerschaft und zwar einer aus der Mitte der Lehrer an den höheren Lehranstalten und einer aus den Volksschullehrern auf die Dauer von vier Jaren gewählt werden. Der Erziehungsrat übernimmt nach der Statsverfassung „die Aufsicht über die sämtlichen Schulanstalten des Kantons, die Förderung der wissenschaftlichen sowol, als Volksbildung“, und es liegt ihm namentlich die Oberleitung aller öffentlichen Schulanstalten, die Vorberatung und Entwerfung der das Unterrichtswesen betreffen-

den Gesetze und Verordnungen, sowie die Sorge für ihre Vollziehung ob. Zu diesem Behufe setzt er sich mit den unteren Schulbehörden in Verbindung, die sich auch ihrerseits wieder regelmässig beim Erziehungsrat zu gemeinsamer Beratung über allgemeine Schulfragen durch Abgeordnete vertreten lassen. Der Kanton zerfällt nemlich in elf Bezirke und in jedem Bezirke besteht zur Ueberwachung sämtlicher Schulen in demselben eine sogenannte Schulpflege von neun bis dreizehn Mitgliedern, von denen drei durch sämtliche Lehrer im Bezirk und der Rest durch die Bezirksversammlung, d. h. sämtliche im Bezirk angesessene stimmfähige Bürger auf die Dauer von sechs Jaren gewählt werden. Für jede einzelne Schule besteht endlich noch eine lokale Aufsichtsbehörde von mindestens fünf Mitgliedern, deren Präsident der Ortspfarrer von Amtswegen ist. Die übrigen Mitglieder werden von sämtlichen stimmfähigen Bürgern in der Gemeinde gewählt. Die Lehrer wonen den Sitzungen mit beratender Stimme bei.

Von dem ersten Mai des Jares ab, in dem das Kind das sechste Lebensjar zurückgelegt hat, ist es schulpflichtig und muss die Schule bis zum sechszenten Jare als Alltagsschüler mit achtzen bis vierundzwanzig Stunden wöchentlichen Unterricht, die letzten drei als Ergänzungsschüler mit acht Stunden an zwei Vormittagen, wenn es die Eltern nicht vorziehen, ihre Kinder noch weiteren täglichen Unterricht in der höheren Volks- oder Secundarschule geniessen zu lassen, über die gleichfalls eine besondere Localbehörde die Aufsicht führt. Die Secundarschulpflegen, so ist der Name dieser Behörden, bestehen aus sieben bis elf Mitgliedern, von denen zwei durch die Bezirksschulpflege und der Rest durch die Gemeindeschulpflegen, die zu dem Secundarschulkreis gehören, auf vier Jare ernannt werden. Die Secundarlehrer sitzen in denselben mit beratender Stimme.

Der Unterricht in der Volksschule ist im Kanton Zürich nicht unentgeltlich, wie zum Teil in anderen Kantonen; man fand, die Eltern hätten ein grösseres Interesse an den Fortschritten ihrer

Kinder und an der Schule überhaupt, wenn sie der Unterricht etwas koste, und fürte daher ein Schulgeld, wenn auch ein Minimum, ein, für den Alltagsschüler drei, den Ergänzungsschüler anderthalb und den Secundarschüler vierundzwanzig Franken jährlich, wobei es sich von selbst versteht, dass für notorisch Unbemittelte das Schulgeld aus dem Armenfonds der Gemeinde bestritten wird, ja auf den Secundarschulen werden sogar arme, fleissige und begabte Schüler mit kleinen Stipendien unterstützt. Damit geht auch eine grosse Regelmässigkeit im Schulbesuch Hand in Hand. Die 26,301 Alltagsschüler liessen sich im Jare 1860 nur 39,486, die 21,326 Ergänzungsschüler nur 25,966 und die 1674 Secundarschüler nur 2498 unentschuldigte Absenzen zu Schulden kommen, d. h. im Durchschnitt versäumte ein Schüler im Laufe eines Jares nur annähernd anderthalb Tage die Schule ohne triftigen Grund.

Das Maximum der Schülerzal ist für die allgemeine Volksschule 100, für die Secundarschule 50, doch kann der Erziehungsrat auch schon bei einer geringeren Zal eine Trennung vornemen, wenn er es für zweckdienlich erachtet. Der Unterricht in der allgemeinen Volksschule umfasst christliche Religions- und Sittenlehre, deutsche Sprache, Rechnen und Geometrie, Naturkunde, Geographie und Geschichte des Vaterlandes, Gesang, Schönschreiben, Zeichnen, Leibesübungen und für die Mädchen weibliche Arbeiten; in der Secundarschule Religions- (durch den Pfarrer des Orts erteilt) und Sittenlehre, deutsche und französische Sprache, Arithmetik, Geometrie in Verbindung mit praktischen Uebungen, Geographie, Geschichte und vaterländische Statseinrichtungen, Naturkunde mit besonderer Rücksicht auf Landwirtschaft und Gewerbe, Gesang, Zeichnen, Schönschreiben und Leibesübungen, womit in den meisten Schulen auch Waffenübungen verbunden sind. Und zwar sind dies nicht nur Programme auf dem Papier, sondern die Schulpfleger wachen eifersüchtig darüber, dass ihre Schule nicht hinter den andern zurückbleibt. Die vom Erziehungsrat 1860 angeordneten Visitationen, die ihre Aufgabe durchaus nicht leicht nemen,

erteilten von den 483 Volksschullehrern auf Grund des Befundes ihrer Schulen 162 das Prädicat sehr gut, 258 gut, 58 mittelmässig und nur 5 unbefriedigend, und von den 58 Secundarlehrern 31 sehr gut, 24 gut und nur 3 mittelmässig.

Dafür sind denn aber auch die Volksschullehrer im Kanton Zürich besoldet, wie nicht leicht wo anders. Zwar die Schulgenossenschaften zaltten im Jare 1860 dem Lehrer nur 200 Franken nebst freier Wohnung, einer halben Juchart gutes Pflanzland und zwei Klaftern Brennholz; dazu bezog er aber das ganze Schulgeld und eine Statszulage, die sein Gehalt in den ersten vier Jaren auf 520 und nach vier Jaren auf 700 Franken bringt. Nach zwölf Jaren Dienstzeit erhielt er vom Stat weitere 100, nach 18 Jaren 200 und nach 24 Jaren 300 Franken Jareszulage, sodass ein vierundvierzigjähriger Volksschullehrer sich im Kanton Zürich schon im Jare 1860 neben freier Wohnung, Pflanzland und Holz auf mindestens 1000 Franken ($266\frac{2}{3}$ Taler) stehen musste. Wie viele Dorfschullehrer mag es wol in Preussen im Jare 1874 geben, die neben freier Wohnung, Pflanzland und freiem Brennholz einen Gehalt von $266\frac{2}{3}$ Taler beziehen? Und nach dreissigjähriger Dienstzeit werden dieselben mit dem halben Gehalte pensionsberechtigt. 1860 bezogen neunundachtzig Lehrer Ruhegehälter im Betrage von zusammen 12,860 Franken. Die Secundarlehrer stehen sich natürlich noch besser. Die ersten sechs Jare bezogen sie neben freier Wohnung und einer Vierteljuchart Pflanzland einen Gehalt von 1200, bei einer Dienstzeit von sieben bis zwölf Jaren 1300, von dreizen bis achtzen Jaren 1400, von achtzen bis vierundzwanzig Jaren 1500 und nach fünfundzwanzig Jaren Dienst 1600 Franken, nebst einem Drittel der eingehenden Schulgelder, die sich durchschnittlich auf 240 Franken, oft aber auf erheblich mehr beliefen. Die Pensionsberechtigungen sind die gleichen wie bei den Volksschullehrern. Die Anstellungen sind lebenslänglich, für die allgemeine Volksschule hat die Schulgenossenschaft, für die Secundarschulen die jedesmalige Secundarschulpflege das Walrecht. Und seit dem haben sich die Verhältnisse jedenfalls

noch erheblich gebessert, denn in dem Budget des Kantons für 1873 figuriren an Statsbeiträgen für die allgemeine Volksschule 373,390 und für den Secundarunterricht 136,980 Franken.

Für die Bildung der Lehrer sorgt der Stat durch ein Seminar, in das die Zöglinge nach dem Austritt aus der Secundarschule, also mit sechszen Jaren aufgenommen werden. Die Zal der Aufzunemenden wird alljährlich nach dem jedesmaligen Bedürfnis durch den Erziehungsrat festgestellt, doch sollen im ganzen nie mehr als hundert Zöglinge den Unterricht im Seminar geniessen. Derselbe ist unentgeltlich, wärt vier Jare und umfasst Religions- und Sittenlehre, Pädagogik, deutsche und französische Sprache, Mathematik, Geschichte und Geographie, Naturkunde, Gesang, Violin- oder Klavierspiel, Schönschreiben, Zeichnen, Turnen, Waffenübungen und Anleitung zu landwirtschaftlichen Arbeiten. Mit dem Seminar ist eine Uebungsschule und ein Convict verbunden, doch ist letzteres nicht obligatorisch, sondern die Zöglinge können auch in Privathäusern ihre Wohnung nemen. Nach dem Austritt aus dem Seminar haben sich die Zöglinge einer theoretischen und praktischen Prüfung vor dem Erziehungsrat zu unterziehen, der ihnen auf Grund derselben ein Walfähigkeitszeugnis ausstellt. Für ihre weitere Ausbildung zu Secundarlehrern haben die Zöglinge, wenn ihnen daran gelegen ist, selber zu sorgen; in der Regel benutzen sie dazu die polytechnische Schule in Zürich, und der Stat erleichtert ihnen den Besuch derselben durch Unterstützungen. Im Jare 1860 bezogen drei Schulamts-Candidaten, die sich zu Secundarlehrern ausbilden wollten, zusammen Unterstützungen von 2154 Franken.

Der Hauptvorzug des Zürcherischen Volksschulwesens besteht also in seiner Organisation von unten herauf; aber selbst bei diesem Instanzenzuge würde das Gesetz in der Gestalt, wie es existirt, schwerlich zu Stande gekommen sein, wenn nicht durch die Verfassung des Kantons die Lehrerschaft als Körperschaft anerkannt würde, der ein sehr tätiger Anteil an der

Schulgesetzgebung eingeräumt ist. Sämmtliche Lehrer des Kantons, Volksschullehrer wie Lehrer an höheren Schulen, bilden nämlich die sogenannte Schulsynode, die sich alljährlich einmal in Zürich versammelt, um die Mittel zur Beförderung des Schulwesens, sowie Wünsche und Anträge an die Behörden zu beraten, und die sich seiner Zeit auch sehr eingehend mit dem Gesetzentwurf, wie er aus den Beratungen des Erziehungsrates mit den Abgeordneten der Bezirksschulpflege hervorgegangen, befasst hat.

Aber selbstverständlich eignen sich Versammlungen von beinahe 600 Personen nicht recht zu Detaildiscussionen. Deshalb bilden alle Lehrer eines Bezirks wieder ein sogenanntes Schulcapitel, das sich in der Regel einmal im Jare versammelt, um theoretische und praktische Uebungen zur Fortbildung seiner Mitglieder vorzunehmen und Gutachten über Lehrplan, Einführung oder Abänderung von Lehrmitteln und über die wichtigeren Verordnungen abzugeben, welche die innere Einrichtung der Volksschule betreffen. Die elf Capitel bezeichnen dann elf Abgeordnete, die mit dem Vorstand der Schulsynode und einem Delegirten des Erziehungsrates eine Prosynode bilden, um der grossen Schulsynode Vorlagen zu endgiltiger Schlussname zu machen. Dieser Weg ist allerdings etwas weitläufig und zeitraubend und Herr Stiehl ist jedenfalls mit seinen Regulativen viel schneller fertig gewesen; aber er hat auch eben nur seine Regulative zu Stande gebracht und nicht ein Gesetz wie das über die Organisation des öffentlichen Unterrichts im Kanton Zürich.

An höheren Lehranstalten besitzt der Kanton Zürich zwei, eine in Zürich, die Statsanstalt ist, und die schon oben erwähnte in Winterthur unter dem Patronate der Bürgerschaft dieser Stadt. Beide umfassen eine Industrie- (Real-) Schule und ein Gymnasium. Das Gymnasium in Zürich zählte im Schuljare 1860 bis 1861 147 Schüler in sieben und die Industrieschule 286 in sechs Klassen. Von dem Gymnasium wurden in demselben Jare fünfzen Schüler nach bestandener Maturitätsprüfung

zur Universität entlassen, von denen sich sechs dem Studium der Theologie, fünf der Medicin und zwei der Jurisprudenz widmeten, zwei, die beabsichtigten Theologie zu studiren, wollten vorher noch andere Lehranstalten besuchen.

Der Unterricht umfasste die gewöhnlichen Gymnasialfächer, Religion, deutsche, französische, lateinische, griechische und hebräische Sprache (die beiden letzteren jedoch nicht obligatorisch), allgemeine und vaterländische Geschichte und Mathematik, Naturkunde, philosophische Propädeutik, freies Handzeichnen, Kalligraphie, Turnen und Waffenübungen. Zum Behuf der Waffenübungen bildeten die Gymnasiasten mit den Schülern der Industrieschule zusammen ein Cadettencorps (Infanterie und Artillerie), das von eidsgenössischen Offizieren commandirt wurde. Der Besuch des Gymnasiums war jedem Schüler gestattet, der die Alltagsschule sechs Jare besucht hatte und sich in einer Aufnahmeprüfung über ein gewisses Mass von Kenntnissen auswies, gegen Entrichtung eines Schulgeldes, das für die vier unteren Klassen dreissig und für die drei oberen achtundvierzig Franken jährlich betrug. Doch existirten auch einige Freistellen (im Schuljare 1860 waren es zen) und wurden vier Stipendien mit zusammen 620 Franken an Unbemittelte verausgabt.

Die Industrieschule will ihre Schüler theils zum unmittelbaren Eintritt in's praktisch-technische oder kaufmännische Berufsleben, theils zum Besuch höherer technischer oder kaufmännischer Lehranstalten vorbereiten; der Unterricht umfasste daher Religion, deutsche, französische, englische und italienische Sprache, allgemeine und vaterländische Geschichte, Geographie, Rechnen und Mathematik, mechanische Technologie, geometrisches und technisches Zeichnen, Physik, Chemie und chemische Technologie, kaufmännische Fächer, Schönschreiben, Freihandzeichnen, Gesang, Turnen und Waffenübungen; doch war in den drei oberen Klassen kein einziges Fach obligatorisch, ja es werden sogar sogenannte Auditoren zum Besuch dieser oder jener Unterrichtsstunde zugelassen, eine Einrichtung, die nach dem

einstimmigen Urteil der Lehrer von Uebel war, aber — weil dem kaufmännischen Publicum zur Weiterbildung der Lehrlinge sehr bequem — sich trotz aller Anstrengungen, die die Schule machte, nicht wollte beseitigen lassen. An der Frauenfelder Kantonsschule, wo dieselbe Einrichtung bestand, haben wir übrigens zu dieser Klage nie Veranlassung gehabt. Das Schulgeld betrug in den unteren Klassen dreissig und in den oberen Klassen sechzig Franken jährlich, und für die Benutzung des Laboratoriums waren noch weitere sechzig Franken zu entrichten. Jedoch existirten auch an der Industrieschule zehn Freistellen und wurden 1860 dreizehn Stipendien mit zusammen 1300 Franken verteilt. Ein Abkommen mit dem eidsgenössischen Schulrat befreite die Schüler, welche die oberste Klasse mit Erfolg durchgemacht hatten, von der Aufnahmeprüfung zum Eintritt in das eidsgenössische Polytechnikum.

Die Lehrer an beiden Anstalten wurden durch den durch Mitglieder der betreffenden Aufsichtscommission verstärkten Erziehungsrat auf eine gewisse Zeitdauer oder lebenslänglich ernannt; die Aufsichtscommissionen, die ihrerseits auf Vorschlag des Erziehungsdirectors durch den Erziehungsrat auf sechs Jahre bezeichnet wurden, bestanden aus sieben Mitgliedern, zu denen noch der Rector und der Prorector der betreffenden Anstalt hinzukamen, ersterer durch den Regierungsrat, letzterer durch den Erziehungsrat auf zwei Jahre mit steter Wiederwählbarkeit aus der Zahl der Lehrer gewählt. Die Besoldung der Lehrer betrug 100 bis 150, in den oberen Klassen 170 Franken jährlich für die wöchentliche Unterrichtsstunde, je nach der Bedeutung des Unterrichtsfaches, der damit verbundenen Arbeit, der Qualifikation des Lehrers, dem Dienstalter u. s. w., so dass ein Lehrer bei zwanzig wöchentlichen Unterrichtsstunden einen Gehalt von 2000 bis 3400 Franken bezog und dazu noch Anteil an den Schulgeldern hatte, von denen die Hälfte klassenweise, je nach Verhältnis der Stunden- und Schülerzahl unter die Lehrer verteilt wurde, eine nicht gerade glänzende, aber für die damaligen Verhältnisse vollkommen auskömmliche Be-

soldung. Rector und Prorector bezogen ausserdem noch am Gymnasium 600 und 400, an der Industrieschule 1000 und 800 Franken Extraentschädigung für ihre Mühwaltung. Für die Pensionsberechtigung der Lehrer an der Kantonsschule gelten dieselben Bestimmungen wie für die Volks- und Secundarlehrer.

Die Lehrer einer jeden der vier Abteilungen, in welche die Anstalt zerfällt, oberes und unteres Gymnasium, obere und untere Industrieschule, bilden einen Convent zur Beratung über die Interessen der Schule im ganzen, Beurteilung der einzelnen Klassen und Schüler zum Zweck einzugebender Berichte und der zu erteilenden Censuren, sowie zur Förderung des wissenschaftlichen und pädagogischen Fortschritts im gesammten Schulleben (ich citire den Wortlaut der Instruction). Ebenso steht ihnen zu, über einzelne Schüler disciplinarische Verfügungen zu treffen, jedoch ist ihre Competenz um vieles beschränkter, als die der Lehrercollegien gleichartiger Anstalten in Deutschland. Sie sind nemlich in dieser Beziehung von den schon berührten Aufsichtscommissionen abhängig, die über die Vollziehung der Gesetze und der Beschlüsse des Erziehungsrates und namentlich auch über die Handhabung der Schulordnung und Disciplin zu wachen haben und ohne deren Zustimmung z. B. die Lehrer nicht einmal einen Schüler von der Schule verweisen können. Es wird dies nicht selten sehr peinlich für die Lehrer, da bei allen Schulstrafen der pädagogische Wert der Strafe durch ihre sofortige Vollstreckung bedingt ist, bei der Einrichtung aber, wie sie an der Züricher Kantonsschule besteht, selbstredend jedesmal eine unliebsame Verzögerung eintreten muss, da sich die Aufsichtscommissionen natürlich nur von Zeit zu Zeit versammeln.

Für die Kantonsschule figurirt im Budget für 1873 ein Ausgabeposten von 328,150 Franken, was mit den Statsbeiträgen für die allgemeine Volks- und Secundarschule die nicht unbedeutende Summe von 872,880 Franken ausmacht, die der Kanton Zürich auf Unterrichtszwecke verwendet, den Züricher

Massstab auf preussische Verhältnisse übertragen, würde dem Unterrichtsminister ein Etat von 8,336,480 Franken oder 2,356,394 Talern zur Disposition zu stellen sein.

Die Organisation der Winterthurer Schule stimmte mit der Kantonsschule überein, nur war die Frequenz bedeutend geringer und betrug 1860 nur 153 Schüler. Die Kosten trägt nicht der Stat, sondern die Bürgerschaft der Stadt Winterthur, die sich daher auch die Wahl der Lehrer vorbehalten hat. Zu diesem Zwecke schlägt ein von den Bürgern ernannter Schulrat, der mit der Aufsicht über die Schule betraut ist, bei Besetzung einer Stelle drei Candidaten vor, aus denen sich die Bürgerschaft einen zum Lehrer erkieset, wobei es natürlich kaum ausbleiben kann, dass wol auch einmal die Wahl nicht gerade auf den Tüchtigsten unter den Vorgeschlagenen fällt, da bei einem so vielköpfigen Wahlkörper auch andere Einflüsse sich geltend zu machen pflegen.

Wer die vorstehende Darstellung des thurgauschen und zürcherischen Schulwesens mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, dem muss sich die Ueberzeugung aufgedrängt haben, dass wir in Preussen wenigstens in Bezug auf das Volksschulwesen noch weit, weit zurück sind. Als die hauptsächlichsten Differenzpunkte, die aber sämmtlich in eminenter Weise zu Gunsten der schweizer Institutionen sprechen, dürften zu bezeichnen sein: 1. die bessere Vorbereitung und die statlich organisirte Weiterbildung der Volksschullehrer; 2. der denselben verfassungsmässig zustehende Anteil an der Schulgesetzgebung; 3. der organische Zusammenhang zwischen den niederen, mittleren und höheren Schulen; und endlich 4. die ökonomische und sociale Stellung der Volksschullehrer. Fangen wir daher zunächst damit an, die ökonomische Stellung der Volksschullehrer zu verbessern! Dann werden sich wol auch andere junge Leute, als kaum der Dorfschule entwachsene Tagelöhner- und höchstens Kättersöhne zum Lehrfach drängen; dann wird man ohne befürchten zu müssen, es würden sich schliesslich gar keine Bewerber mehr finden, die Aufnahmebedingungen für die Semina-

rien bedeutend erhöhen und die jungen Leute länger, mindestens vier Jare im Seminar behalten können; dann wird den sogenannten höheren Ständen jeder Vorwand für das Verlangen nach Vorbereitungsschulen für ihre Kinder zum Besuche höherer Schulen fortfallen und es wird die gesammte Volkserziehung und der gesammte Volksunterricht auf den verschiedenen Stufen einen festen Organismus und nicht mehr disjecta membra bilden; dann wird man an massgebender Stelle dem billigen Verlangen, nun endlich auch einmal den Volksrechten ein bisschen Rechnung zu tragen, nicht mehr mit der nichtsnutzigen Antwort begegnen dürfen und können, die grosse Masse des Volkes sei noch nicht reif für die Freiheit. Dazu reichen aber Subventionen, wie sie der Minister jetzt einzelnen Gemeinden zur Aufbesserung der Volksschullehrergehälter zukommen lässt, nicht aus, vielmehr denke ich mir die Sache so. Der Stat hat an der Volksbildung und -Erziehung genau dasselbe Interesse wie die Gemeinde, deshalb müssen, da die Forderung des obligatorischen und unentgeltlichen Unterrichts in der confessionslosen Schule auf der untersten Stufe im achten Decennium des neunzenten Jahrhunderts unter anständigen Leuten nicht mehr discutirt werden kann, auch beide zu gleichen Teilen an der Erhaltung der Primarschule (so werde ich im weiterem Verlaufe das, was man bis jetzt höchst unlogisch immer als Volks- oder Elementarschule zu bezeichnen pflegt, nennen, denn zum Volke gehören meines Wissens die Zöglinge sämmtlicher Schulen und über die Elemente des Wissens bringen es auch die andern Schulen nicht allzuweit hinaus) beitragen. Es wäre daher — und das geeignetste Organ scheint mir dazu die Provinzialvertretung und nicht etwa die Regierung oder ja der Minister zu sein — für die einzelnen Landesteile mit gewissenhafter und gerechter Berücksichtigung aller Verhältnisse für die einzelnen Kategorien von Gemeinden, städtische oder ländliche, grosse oder kleine, industrielle oder Ackerbau treibende, ein Minimalgehalt festzustellen, der dem Primarlehrer eine menschenwürdige Existenz ermöglicht; dem State wird seine Quote für die

einzelnen Provinzen berechnet und der Finanzminister lässt die Beträge an diese abführen, die sie durch ihre Organe den Gemeinden zukommen, aber gleichzeitig auch diese betreffs der Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten überwachen lassen, wobei es selbstverständlich den einzelnen Gemeinden unbenommen bleiben muss, ihrerseits auch über das Minimalgehalt hinauszugehen. Da natürlich ein verheirateter Lehrer und vollends ein Familienvater mehr braucht als der unverheiratete Lehrer, wenn er zwanzigjährig aus dem Seminar ins bürgerliche Leben tritt, so ist das Princip der Alterszulagen in das Unterrichtsgesetz aufzunehmen.

Die Primarschule wird vier Jare lang, binnen welcher Zeit die Schüler in Stand gesetzt werden müssen, deutsche und lateinische Druckschrift fliessend zu lesen, Dictirtes reinlich und leserlich in deutscher und lateinischer Schrift ohne grobe orthographische Feler nachzuschreiben und die vier Grundrechnungen in gleichbenannten ganzen Zalen mit Sicherheit auszuführen, von allen Kindern des Schulorts ohne Unterschied der socialen Stellung der Eltern gemeinsam besucht. Nach Ablauf dieser vier Jare steht es den Eltern frei, ihre Kinder entweder die Primarschule noch bis zum Ablauf des schulpflichtigen Alters, also weitere vier Jare besuchen oder auf Grund einer Prüfung, durch die das oben angegebene Mass von Kenntnissen und Fertigkeiten zu constatiren ist, auf eine Mittel- oder Secundarschule übergehen zu lassen. Dass durch die Forderung, die ersten vier Jare alle Kinder, arm und reich, vornem und gering, dieselbe Schule besuchen zu lassen, auf der einen Seite der Ueberhebung der Kinder der besser situirten Minderheit wirksam entgegengetreten, andererseits aber auch die Kinder der minder gut situirten Majorität moralisch gehoben werden müssen, liegt für jeden Denkenden so auf der Hand, dass ich es für eine Beleidigung meiner Leser halten würde, darüber nur noch ein Wort verlieren zu wollen. Wer es aber nicht glauben will, der benutzte einmal seine Mussezeit zu einer Reise in die Schweiz und betrete eine züricher oder thurgauer Pri-

marschule, dann wird er den Unterschied zwischen einer Primarschule für alle Stände und unseren — fast füle ich mich versucht zu sagen — ragged schools, die nur von der sogenannten arbeitenden Klasse benutzt werden, mit Händen greifen. Ist die Schulgemeinde so gross, eine zweiklassige Schule einrichten zu müssen, so würde zunächst die Unterschule, die vier ersten Jare, von der Oberschule, die weiteren vier Jargänge umfassend, zu trennen sein, bei der dreiklassigen Schule empfiehlt sich für die Oberschule die Trennung nach den Geschlechtern. Eine zwölfklassige Schule mit sechs aufsteigenden Knaben- und sechs Mädchenklassen würde noch für Städte bis 10,000 Seelen ausreichend sein.

Aber mit der im vierzenten Lebensjare absolvirten Primarschule darf wenigstens für die männliche Jugend der Unterricht und die Erziehung nicht abgeschlossen sein, vom vierzenten bis zum achzenten Lebensjar tritt die obligatorische Ergänzungs- oder Wiederholungsschule in Wirksamkeit, die ersten zwei Jare mit einer grösseren Zal, etwa acht, die letzten zwei mit einer geringeren, etwa vier Unterrichtsstunden wöchentlich. Das Bedürfnis solcher Wiederholungs- und Ergänzungsschulen wird auch von Jar zu Jar mehr vom Publicum empfunden. An meinem Wonorte, einer mässigen Mittelstadt von etwa 34,000 Seelen, existiren daher drei solche, von drei verschiedenen Vereinen, dem Gewerbe-, kaufmännischen- und Bildungsvereine begründet und erhalten; so ehrenvoll dies auch für die Mitglieder der genannten Vereine ist, die Einrichtung bleibt doch immer nur ein pis aller in Ermangelung von etwas Besserem, der obligatorischen, von Stat und Gemeinde gemeinsam unterhaltenen und überwachten Ergänzungsschule.

Die Mittel- oder — wie ich sie im Anschluss an die Primarschule lieber nennen möchte — Secundarschule hat eine doppelte Aufgabe, einmal soll sie den Uebergang aus der Primarschule in die höheren Lehranstalten, Gymnasium und Realschule, vermitteln und andererseits soll sie für die eigentümliche Vorbildung einer grossen Klasse von Bürgern sorgen, für

die zur Zeit noch so gut wie nichts geschieht. Denn, wie ich an einem andern Orte ausgeführt habe, die bürgerliche Gesellschaft ist nichts künstlich Gemachtes, sie ist ein lebendiger Organismus, und wie überall in der Natur ein steter Uebergang stattfindet von dem einen Gebiet auf das andere und aus dem einen Reich in das andere, so lässt sich auch in der bürgerlichen Gesellschaft nicht haarscharf die Grenze zwischen den höheren und niederen Ständen ziehen, sondern es gibt in der Kette eine lange Reihe von Mittelgliedern. Der Handwerksmeister, der mit drei, vier Gesellen und Lehrburschen arbeitet und selber regelmässig mit Hand anlegt; der Kleinhändler, der den Verkehr des consumirenden Publicums mit dem Importeur und Grossisten vermittelt; der Contremaître in den grossen industriellen Unternehmungen und Fabrikgeschäften; der Siedemeister in der Zuckerraffinerie, der Gutsverwalter, der Capitän auf dem Kauffarteschiffe, alle diese sehr ehrenwerten und hochachtbaren Glieder der bürgerlichen Gesellschaft, deren Beruf und sociale Stellung es mit sich bringen, dass sie die Zeit bis zu ihrem neunzenten und zwanzigsten Lebensjare nicht auf ihre allgemeine Vorbildung verwenden können, sondern vor dieser Zeit an die Erlernung des Berufes gehen, heben sich von den sogenannten niederen Ständen, dem reinen Handarbeiter, dem Arbeiter im engeren Sinne des Wortes, augenfällig ab und nähern sich mehr oder weniger den höheren Ständen, ohne gerade den Anspruch erheben zu wollen, zu diesen gerechnet zu werden. Für die eigentümliche Vorbildung dieser zahlreichen Klasse von Bürgern muss auch gesorgt werden, und das ist und zwar hauptsächlich die Aufgabe der Secundarschule. Dieselbe würde sich von der Falkschen Mittelschule (Ministerialrescript vom 15. Oct. 1872) dadurch unterscheiden, dass sie den Unterricht die ersten vier Jare nicht selber in die Hand nimmt, sondern der Primarschule überlässt und daran anknüpft. Solche Schulen müsste es in jedem Kreise mindestens eine geben, in denjenigen Kreisen also, in dem sich eine Gemeinde nicht freiwillig zur Begründung einer solchen anbietet, hätte

der Kreis gemeinsam mit dem State einzutreten ganz in derselben Weise, wie er mit der Gemeinde gemeinschaftlich für die Primarschule zu sorgen hat. Uebrigens dürfte dieser Fall aller Warscheinlichkeit nach nicht allzuoft eintreten, denn wol schon jetzt möchte nicht leicht mehr eine Kreisstadt zu finden sein, die nicht ihre Bürger-, Mittel-, Rector-, höhere Knaben- oder Stadtschule hätte, wol aber gibt es eine Menge Kreise, die deren mehrere aufzuweisen haben. In diesem Falle ist der Statsbeitrag durch die Provinzialvertretung unter alle zu verteilen. Da diese Schulen nicht Jedermann zu Gute kommen, so wäre hier ein nicht zu hoch bemessenes Schulgeld am Platze.

Die vollständige Secundarschule würde sechs Jare umfassen, zentes bis sechsentes Lebensjar, doch muss der Lehrplan auch wieder so eingerichtet werden, dass durch facultativen Unterricht in den betreffenden Fächern diejenigen Schüler, die ihre Studien auf einer höheren Lehranstalt fortsetzen wollen, nach vierjährigem oder kürzeren erfolgreichen Besuche derselben so weit vorbereitet sind, um auf Grund einer gewissenhaften Prüfung in die Secunda resp. Tertia, Quarta einer Realschule oder eines Gymnasiums übertreten zu können. Dass der vollständigen Secundarschule, aus der der junge Mann also mit sechszen Jaren austritt, die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst eingeräumt werden muss, ist für mich selbstverständlich; meinetwegen, wenn man durchaus zwischen ihnen und solchen, welche eine höhere Schule durchgemacht haben, einen Unterschied machen will, enthalte man ihnen zu Gunsten letzterer das Recht vor, Reserve- und Landweroffizier zu werden.

Die dritte Stufe der Erziehungsschule würden dann endlich die höheren Lehranstalten, die Realschule und das Gymnasium, bilden zur Vervollständigung der allgemeinen Vorbildung, zu der der Grund in der Primarschule und in der Secundarschule gelegt worden ist, die also eigentlich nur vier Jarescurse, Secunda und Prima, zu umfassen haben würden, jedoch wird es auch gerade kein Unglück zu nennen, vielleicht sogar, weil

kaum auf allen Secundarschulen sich der facultative Unterricht so wird einrichten lassen, dass die Zöglinge bis zum Eintritt in die Secunda gefördert werden, eine Nothwendigkeit sein, dass sie die Aufgabe der ersten vier Jare der Secundarschule mitlösen und also die Klassen Sexta bis Tertia auf denselben beibehalten werden; aber die besonderen Vorbereitungsklassen an den Realschulen und Gymnasien sind von Uebel, daher je eher je lieber weg mit ihnen! Sie schlagen der Gleichheit vor dem Gesetze schon in den Augen der sechs- bis zehnjährigen Kinder ins Gesicht und wer also gewissermassen von klein auf daran gewöhnt wird, instinctmässig die Ungleichheit weil existirend nun auch als berechtigt zu betrachten, dem kostet es im späteren Leben unendlich viel Mühe und Anstrengung, sich von solchen Vorurtheilen wieder frei zu machen; ich als aus einer Familie stammend, die zu den sogenannten höheren Ständen gerechnet wurde, spreche aus Erfahrung.

Das Verhältniss der beiden höheren Lehranstalten, Gymnasium und Realschule, zu einander ist namentlich in der letzten Zeit in den verschiedensten Kreisen von Berufenen und Unberufenen vielfach ventilirt worden und dürfte daher eine Besprechung desselben, wenn sie auch streng genommen nicht hierher gehört, doch wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes vielleicht auf Indemnität zu rechnen haben. Was meine Titel für ein solches Unterfangen anbetrifft, so neme ich selbst auf die Gefahr hin, es dadurch in den Augen meines hohen Gönners, des Herrn Geh. O. R. R. W. wieder an der waren christlichen Demuth felen zu lassen, nicht Anstand zu erklären, dass ich mich dazu für mindestens ebenso berechtigt erachte, als alle die Gymnasialdirectoren und Universitätsprofessoren zusammen genommen, die sich in dieser Sache ein Urtheil erlaubt haben und noch erlauben, obwol sie die Realschule nur aus deren Programmen kennen, wenn anders sie überhaupt Realschulprogramme lesen. Nach meiner Rückkehr nach Preussen im Jare 1862 nemlich, nachdem ich also fünfzen Jare lang beständig philologischen Unterricht und die letzten fünf Jare auch

in Prima gymnasii erteilt hatte, erwarb ich mir, weil ich mich an einer Realschule hatte anstellen lassen, auch noch die unbedingte Facultas im Französischen und Englischen und habe seit dem also wieder zwölf Jare lang ohne Unterbrechung den neu-sprachlichen Unterricht in der Prima verschiedener Realschulen erster Ordnung in der Provinz Sachsen, in der Mark und in Preussen erteilt. Nun also, ich unterschreibe noch heute, was Schleiermacher in seiner Erziehungslehre und im Anschluss an ihn Kern im Programm der Louisenstädtischen Gewerbeschule Berlin 1869 über die Unterscheidung in höhere und niedere und gelehrte und gewerbliche Stände gesagt haben, und dass das Gymnasium die geeignetste Vorschule für die höheren gelehrten, das heisst die Theologen, Philologen und Philosophen von Fach, und die Realschule für die höheren gewerblichen Stände sei, zu denen auch die Arzneikunst zu rechnen ist, aber daraus folgt noch lange nicht, dass wie doch auch der Gymnasialabiturient mit begründeter Aussicht auf günstigen Erfolg in das Comtoir des Kaufmanns oder in die Arbeitsräume des Fabrikanten übertreten kann und übertritt, nicht auch der Realschulabiturient mit derselben begründeten Aussicht auf günstigen Erfolg die Hörsäle der Universitäten betreten könnte. Für das Studium der Mathematik, der Naturwissenschaften, der neueren Sprachen hat es deshalb ja schon Minister Mühler trotz aller Heulerei von Seiten der Universitätsprofessoren und Gymnasialdirectoren zugeben müssen, und auch für die andern Facultäten ist es nur eine Frage der Zeit, denn der Stat hat ganz und gar das Recht nicht, Einem zu sagen: „Du hast Dir das, was ich an Kenntnissen zur Ausübung eines statlich anerkannten Berufes von Dir fordere, in einem bestimmten Locale und nicht wo anders anzueignen“, er hat mich nur und meinerwegen selbst auf Herz und Nieren zu prüfen, ob ich das geforderte Mass von Kenntnissen besitze, gleich viel wo ich es her habe. Es stimmt auch solches Vorgehen sehr schlecht zu dem §. 20 der Verfassung: „die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.“ Wenn sich also ein Individuum zum examen pro li-

centia concionandi meldet, so sollte es selbstverständlich sein, dass man ihm meinetwegen eine Stelle aus dem alten und neuen Testamente im Urtexte zur Uebersetzung und Interpretation vorlegt, aber ohne von ihm vorher durch Vorweisen eines Zeugnisses der Reife eines Gymnasiums den Beweis zu erfordern, dass er das auf einer bestimmten Schule gelernt habe, gerade wie man den Candidaten der Medicin, der sich zum Stats-examen präsentirt, im examen physicum und rigorosum auch nach Dingen fragt, von denen man sehr gut weiss, dass sie auf dem Gymnasium, von dem er entlassen, nicht gelehrt werden und er sie also auch anderweitig hat lernen müssen; das Verlangen, Galen und Hippokrates in der Ursprache zu lesen, dagegen stellt man nicht an ihn, schon aus dem einfachen Grunde, weil die Herren Examinatoren, Herrn Virchow warscheinlich mit eingeschlossen, ihr Griechisch schon lange wieder selber vergessen haben. Deshalb freute es mich, aus einem Briefe an seinen Freund Schödler zu sehen, dass auch Karl Vogt, der nie felt, wo es gilt einen Zopf abzuschneiden, von der Gymnasialbildung künftiger Mediciner nichts wissen will. Beide Anstalten, Gymnasium wie Realschule, sollen ihre Zöglinge lehren zu lernen, ferner sie in den Stand setzen Recht und Unrecht, Wares und Falsches zu unterscheiden, und ihren Willen kräftigen, das als war und recht Erkannte nun auch überall unbekümmert um die Folgen zu tun und auszusprechen, oder wie man das in anderen Verhältnissen wol auch auszudrücken pflegt, ihren Verstand erleuchten und ihr Herz für die Tugend erwärmen. Dazu sind nun freilich nicht alle Unterrichtsgegenstände gleich geeignet, weil ihnen nicht allen dieselbe bildende Kraft innewont, dass diese Kraft aber in eminentem Grade der Beschäftigung mit fremden Sprachen innewont, unterliegt doch wol kaum einem Zweifel, welche Sprachen es dagegen sind, ist gleichgiltig, wenn es nur eben Cultursprachen sind, die eine Literatur haben; und wer in dieser Beziehung die alten Sprachen über die modernen und namentlich über die englische und französische setzen will, der beweist dadurch

eben nur, dass er in die Literatur derselben nicht tief genug eingedrungen ist, um sich ein Urtheil darüber gestatten zu dürfen, ohne sich lächerlich zu machen, ganz abgesehen davon, dass eine gründliche Kenntniss des Französischen und Englischen vor dem Griechischen und Lateinischen auch noch den grossen Wert für das praktische Leben voraus hat. Wenn also die wissenschaftlichen Prüfungscommissionen die Bemerkung gemacht haben wollen, dass die Realschulabiturienten den Gymnasialabiturienten im allgemeinen an allgemeiner Bildung nachständen, so ist der Grund davon nicht in der Beschäftigung der Gymnasiasten mit den alten Sprachen, sondern einfach in dem Umstande zu suchen, dass der Gymnasialabiturient bis zu seinem Abgange von dem Gymnasio nach neunjährigem Besuche desselben sechstausendneunhundertundzwanzig Stunden sprachlichen Unterricht genossen hat, während der Realschulabiturient sich in demselben Zeitraum mit fünftausenddreihundertvierunddreissig, also mit einem vollen Viertel weniger hat begnügen müssen; man verteile Luft und Licht gleichmässig, das heisst man vermehre auf der Realschule die Stundenzahl des sprachlichen Unterrichts um sechshundert und prüfe dann vorurteilsfrei die durchschnittliche allgemeine Bildung, die an der Hand der alten und der modernen Sprachen erworben wird, für mich ist es keinen Augenblick zweifelhaft, wem die Palme wird zugesprochen werden müssen. Deshalb halte ich im Widerspruch mit der Geraer Versammlung auch nicht einmal das Latein auf der Realschule für absolut notwendig, wenn ich auch gern zugebe, dass es der allgemeinen Bildung zu Gute kommen muss, dem Zögling auch den Unterschied zwischen synthetischen und analytischen Sprachen durch die Beschäftigung mit Sprachen beiderlei Art (aber wolverstanden, nur die letzten vier Jahre, wenn er der modernen Sprachen insoweit Herr geworden ist, um mit ihrer Structur die einer alten Sprache vergleichen zu können) zum Bewusstsein zu bringen; ich möchte aber lieber das Lateinische durch das Griechische ersetzt sehen, weil die Griechen eine Originalliteratur haben, während die la-

teinische im grossen und ganzen doch nur ein Abklatsch der griechischen ist.

Noch möchte ich mir ein Wort über Lehrerbildung erlauben, um dann nach diesem Excurse, für den jedenfalls der Umstand spricht, dass er gut gemeint ist, an den Bodensee zurückzukehren. Zur Hebung des Primarlehrerstandes ist es nötig, dass als Aspiranten in die Seminarien nur solche Zöglinge aufgenommen werden, die bis zu ihrem sechszenten Jare eine Secundarschule mit gutem Erfolge besucht und absolvirt haben, ferner würde die Cursusdauer auf vier Jare auszudehnen und schliesslich für die Fortbildung der angestellten Lehrer durch regelmässig wiederkerende Wiederholungscurse an den Seminarien und durch Spezial- und Kreisconferenzen, natürlich immer mit Entschädigung der daran Teilnehmenden, zu sorgen sein, ganz in der Weise, wie ich diese Einrichtung im Kanton Thurgau und in Zürich geschildert habe. Zu gutachtlicher Aeussderung über allgemeine Schulfragen würden in den Kreisconferenzen in freier Wahl bezeichnete Deputirte von Zeit zu Zeit einzuberufen sein, wie das ja für die höheren Schulen seit einer Reihe von Jaren durch die Directorenconferenzen geschieht. Für die Secundarlehrer reicht die Vorbildung auf dem Seminar nicht aus, auf der anderen Seite werden aber akademisch gebildete Lehrer sich schwerlich auf die Dauer für diese Schulen gewinnen lassen, sobald sie nemlich Zeugnisse besitzen, auf Grund deren ihnen die Anstellung an einer höheren Lehranstalt nicht felen kann; der einfachste und natürlichste Weg, diesen Schulen Lehrer zu verschaffen, dürfte daher der sein, Zöglinge, die die Realschule absolvirt haben, durch pädagogische Vorträge, methodologische Unterweisungen und praktische Uebungen im Unterrichten noch ein bis zwei Jare lang an derselben Anstalt speciell auf die Secundarlehrerprüfung vorzubereiten, was natürlich nicht ausschliessen soll, dass nicht auch ein Primarlehrer, der sich privatim darauf vorbereitet hat, sich zur Ablegung dieser Prüfung präsentiren darf. An den Kreisconferenzen der Primarlehrer hätten sich die Secundarlehrer zu beteiligen, zur Besprechung

von Gegenständen aus dem Gebiete des Secundarunterrichts würden die Lehrer einer grösseren Zahl von Secundarschulen von Zeit zu Zeit zu einer besonderen Conferenz zu vereinigen sein, an der auch die Lehrer an den in diesem Sprengel gelegenen höheren Lehranstalten teilzunehmen hätten, um den organischen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Anstalten zu erhalten, weshalb es ihnen auch frei stehen muss, den Kreisconferenzen der Primarlehrer beiwohnen zu dürfen. Für die Lehrer der höheren Lehranstalten sind in erster Linie Seminare und immer wieder Seminare notwendig, das heisst Seminare, in denen das Unterrichten gelehrt wird, denn wenn es in der That auch richtig ist, dass der ware Schulmeister geboren wird, so gibt es doch auch recht viele, die es werden, weil sie zufällig nicht etwas anderes geworden sind; wie kläglich aber die Debüts derartiger Lehrer ausfallen, wird wol jeder Director, vorausgesetzt nemlich, dass er selber ein rechter und echter Schulmeister ist, was eben nicht immer der Fall sein soll, schon mehr oder weniger mit Grausen haben warnen müssen. Diese meine Vorschläge brechen nun zwar so ziemlich mit allen Traditionen, aber was kann es helfen, sich gegen das als das Bessere Erkannte zu steifen, blos weil es zufällig auf fremdem Boden gewachsen ist.

In Frauenfeld blieb ich bis zum Jare 1862. Es zählte damals noch keine zweitausend Seelen, da es aber, wie wir gesehen haben, der Sitz der Landesregierung, des Obergerichts, sowie der Bezirksbehörde des Bezirks Frauenfeld war, sich ferner die Kantonsschule und eine Secundartöchter Schule dort befand, auch eine ganze Zahl von Männern mit ihren Familien daselbst ihren Wonsitz beibehalten hatten, die in früheren Jaren in den höchsten richterlichen und Verwaltungsbehörden gesessen, so drängte sich daselbst — man kann es kaum anders bezeichnen — eine Fülle von Intelligenz zusammen, wie man das in einem Landstädtchen von gleicher Unbedeutendheit vielleicht auf dem ganzen Erdenrund so leicht nicht wieder finden möchte. Das gesellige Leben war daher sehr angenehm. Da die Bevöl-

kerung des Ländchens neben Ackerbau und etwas Fabrikation von Leinwand, Kattun, baumwollenen Tüchern, Bändern und Seidenstoffen fast ausschliesslich von Wein- und Obstbau, letzteren namentlich zur Bereitung von Cyder, der hier Most heisst und daher dem Kanton Thurgau im Munde der Nachbarn den Spottnamen „Mostindien“ eingetragen hat, dafür das ganze Land im Frühjar aber auch meilenweit in ein Blütenmeer verwandelt, lebt und jeder Producent auch das Recht hat, sein Product auszuschänken, so ist immer das zweite, dritte Haus eine Wein- oder Mostschänke. Da würde sich denn notwendig die Gesellschaft, die auf einander angewiesen ist, sehr zersplittern, denn ohne Wirtshaus des Abends tun es nun einmal die deutschen Schweizer gerade eben so wenig, wie die Stammgenossen auf dem rechten Ufer des Rheins, wenn nicht die Frauenfelder Wirte auf den höchst gescheidten und praktischen Gedanken verfallen wären, ihre Locale nur an gewissen Tagen offen zu halten, die übrige Zeit aber zu schliessen. So konnte man denn an jedem Abend genau wissen, wo man seine Gesellschaft zu finden hatte.

Vorwiegend wird im Thurgau rothes Gewächs gebaut, das in guten Jaren selbst in der Ebene, trotzdem hier mehr auf die Quantität als auf die Qualität gearbeitet wird, ein immer noch acceptables Getränk liefert; an sonnigen, gegen die Nord- und Ostwinde geschützten Geländen, namentlich am Südabhange des Ottenberges, wächst ein Wein, den selbst Kenner nicht verschmähen werden und der in guten Jaren dem Bordeauxwein nahe kommt; der Most dagegen ist ein Getränk, das zu trinken man ein geborner Thurgauer sein muss, ein gebildeter norddeutscher Magen sträubt sich dagegen. Da auch die Dienstboten und Arbeiter durchweg täglich mehrmals Wein beanspruchen, so hat jede Haushaltung auch in Frauenfeld ihr Fässchen laufen, den meinigen — auch charakteristisch für die Zustände im Lande — bezog ich in der ersten Zeit von einem Klempner, hier Spengler geheissen, und später von einem Gerber zum grossen Aerger meines Hauswirts, eines Schmiedes, der gern selber mit mir Geschäfte gemacht hätte.

Uebrigens hält der Thurgauer wie in allen Dingen, so auch im Trinken und im Wirtshausbesuch im allgemeinen Mass. Das Wirtschaftsgesetz, das sich das souveräne Volk gegeben hat, setzt die Schliessung der Wirtshäuser um eilf Ur fest und es war mir daher in der ersten Zeit förmlich rürend, wenn der Landjäger — so heisst in der deutschen Schweiz der Diener der heiligen Hermandad — um die eilfte Stunde eintrat und Feierabend gebot, zu sehen, wie selbst der Regierungspräsident ohne ein Wort weiter zu verlieren, sein Glas leerte und zum Hute griff, um sich nach Hause zu trollen. Wenn auch auf die Ueberschreitung des Wirtschaftsgesetzes nur eine geringe Geldstrafe, oder, wie man in der Schweiz sagt, Busse steht, so würde es ihm doch in den Augen seiner Mitbürger sehr schaden, „gebüsst“ worden zu sein. Nur in ganz seltenen Fällen wird die Erlaubnis zu einer freien Nacht erteilt, das heisst die Wirtshausstunde zu überschreiten. In Frauenfeld war dies seit uralter Zeit am sechsten Januar, am Tage der heiligen drei Könige, den man hier — ich habe nicht erfahren können aus welchem Grunde — Bächtelistag nannte, Sitte. Da versammelte sich des Abends die gesamte Bürgerschaft auf dem Rathause in dem grossen Bürgersal, um ein gemeinsames aus der Stadtkasse bezaltes Abendessen, bestehend per Kopf in einem halben Pfunde delicates warmer Fleischwurst, einem halben Pfunde besten Waizenbrotes und zwei Mass roten Wein, einzunehmen, das auf zinnernen Tellern servirt wurde, die zum Inventarium des Rathauses gehörten. Wer durch Alter oder Krankheit verhindert war persönlich zu erscheinen, durfte sich sein Deputat nach Hause holen lassen. Da sassen dann der Regierungsrat und der Nachtwächter, der Pfarrer und der Arbeitsmann, der Obrichter und der Landrichter, der Kantonsschulprofessor und der Postillon an langen Tischen bunt durcheinander und taten sich gemeinsam güthlich. Natürlich fiel auch dabei manch patriotisches Wort, namentlich wenn eine Wal oder eine Abstimmung in Aussicht stand. Bei dieser Gelegenheit wurde dann auch wol ganz öffentlich ein Spielchen Macao oder Jass gemacht und die letz-

ten Gäste pflegten erst heimzugehen, wenn es schon lange wieder Tag geworden war, was bekanntlich am sechsten Januar nicht allzufrüh zu geschehen pflegt. Uebrigens muss ich, wenn ich dies Fest ein Fest der Bürgerschaft genannt habe, dem Irrtume begegnen, als hätten etwa sämtliche Bewoner der Stadt Frauenfeld daran teilgenommen. Dem ist nicht so. Allerdings besitzen alle niedergelassenen Kantons- und Schweizerbürger ohne Ausname das Stimmrecht in kantonalen und Gemeindeangelegenheiten und nach der neuesten Verfassungsrevision können sogar auch Aufenthalter und niedergelassene Ausländer an der Beratung von politischen und Gemeindeangelegenheiten innerhalb der gesetzlich bestimmten Grenzen Anteil nemen, aber die Bürgerschaften sind Corporationen, denen der Besitz, die Verwaltung und Nutzniessung ihres rein bürgerlichen Eigentums durch die Verfassung gewährleistet ist und in die man nur durch die Geburt als der eheliche Son eines Mitgliedes der Bürgergemeinde oder auf Grund einer Aufnahme in dieselbe durch sämtliche stimmfähige Bürger gegen Erlegung einer den gewärten Vorteilen entsprechend festgesetzten Kaufsumme eintreten kann. Da ich nach den Bestimmungen des preussischen Landrechts im Jare 1859 aufhörte dem preussischen Untertanenverbande anzugehören, so musste ich mich auch in eine solche Bürgercorporation aufnehmen lassen und hatte dazu eine Dorfgemeinde in der Nähe von Frauenfeld, Kurzdorf, gewählt. Die darüber ausgestellte Bürgerrechtsurkunde wird dazu beitragen, die Sache noch klarer zu machen, dieselbe lautet: „Wir, die versammelte Bürgerschaft der Ortsgemeinde Kurzdorf, bekunden hiermit, dass, nachdem Herr N. N. die Aufnahme in das Bürgerrecht unserer Gemeinde nachgesucht und sich über die Erfüllung der im Gesetze vom 8. Mai 1806 vorgeschriebenen Bedingnisse ausgewiesen hat, wir bei heute gehaltener Gemeindeversammlung beschlossen haben: den besagten Herrn N. N. für sich und seine Nachkommen zu unserm Gemeindebürger mit allen Rechten und Pflichten, die wir ihm als solchen übertragen können, wirklich anzunemen und zufolge dessen ihm namentlich Anteil an unserm

Gemeindevermögen und Unterstützung im Verarmungsfalle zuzusichern, wie solches dem oben angezogenen Gesetz gemäss ist. Wogegen derselbe in unsere Gemeindefonds die gesetzliche Einkaufssumme erlegt und sich verpflichtet sich auch das Anteilhaberrecht an den Kirchen-, Schul- und andern gemeinnützigen Anstalten auf gesetzlichem Wege zu verschaffen. Zur Bekräftigung dessen wird die gegenwärtige Bürgerrechtsurkunde ausgestellt.“

Die Naturalisation als wirklicher Bürger des Kantons Thurgau erfolgte sodann auf Grund der angezogenen Bürgerrechtsurkunde gegen Erlegung der Naturalisationstaxe durch den gesetzgebenden Körper, den sogenannten Grossen Rat, worüber der Präsident und der Regierungsrat des schweizerischen Kantons Thurgau die Naturalisations-Akte ausstellten, durch die beurkundet wird, dass der Herr N. N. von nun an als wirklicher Bürger des Kantons Thurgau anzuerkennen und für sich und seine zukünftige Nachkommenschaft in alle Rechte eingesetzt und allen Pflichten unterworfen ist, welche diese Eigenschaft begleiten.

Die oben geschilderte Bächtelisfeier wurde aus dem Vermögen der Bürgergemeinde Frauenfeld bestritten, mithin hatten auch nur die Mitglieder dieser Corporation das Recht daran teilzunehmen, jedoch zogen sie die im Kantondienst Angestellten, die im Orte wonten, und also auch die Lehrer an der Kantonschule regelmässig hinzu.

Der Regierungsrat, der damals sieben Mitglieder zählte, von denen der Zal der Bevölkerung entsprechend verfassungsmässig zwei katholisch, die übrigen evangelisch sein mussten, setzte sich aus zwei Rechtskundigen, einem ehemaligen Offizier in niederländischen Diensten (sein Bruder war der württembergische Kriegsminister von Rüpplin), einem Arzte, einem ehemaligen Pfarrer, einem Privatgelehrten, der früher in München Docent gewesen war, und einem alten Herrn zusammen, der — was wiederum für den conservativen Sinn der Schweizer in Bezug auf die Personenfrage spricht — schon seit dem Jare 1804 in dem thurgauschen Stats-

dienst war, auch der schon angeführte Arzt gehörte der Behörde ununterbrochen seit 1831 an, Alles Männer, die ihrer Stellung vollkommen gewachsen waren, aber in keiner Weise hervorragend, eben so wenig wie die drei studirten Mitglieder des Obergerichts, die verfassungsmässig ihren Wonsitz in Frauenfeld nemen mussten; die übrigen sechs, die grösstenteils keine Juristen von Fach waren, wonten über das ganze Land zerstreut und kamen nur zu den Sessionen nach Frauenfeld. Dagegen eine ganz entschieden bedeutende Persönlichkeit war der Regierungsstatthalter für den Bezirk Frauenfeld, zu gleicher Zeit Secretär der Bürgergemeinde Debrunner, der mit einer Compagnie Scharfschützen, die er angeworben hatte, den Venetianern gegen Oesterreich zu Hilfe geeilt war und den Oesterreichern so imponirte, dass nach der schliesslichen Capitulation Venedigs seiner Compagnie der Abzug mit kriegerischen Ehren zugestanden wurde; ebenso nicht minder der Schreiber des Frauenfelder Bezirksgerichts Anderwerth, ein junger Advocat, der noch nicht lange von der Hochschule zurück war. Letzterer hat denn auch, wie vorauszusehen war, nicht verfelt, seinen Weg zu machen; nicht nur ist er schon seit Jaren Mitglied des thurgauschen Regierungsrates und des eidsgenössischen Nationalrats, sondern bei der letzten Integralerneuerung des schweizerischen Bundesrats war er der radicale Gegencandidat gegen Herrn Näff, der, wie ich an anderer Stelle berichtet, seit 1848 sich in dieser Behörde befindet und dem er nur um wenige Stimmen unterlag. Jedenfalls ist ihm nach Ablauf der jetzigen Amtsperiode der eidsgenössischen Behörden die Wahl in die höchste schweizerische Bundesbehörde sicher. Er ist Katholik und mit dem Landamman von Aarau Augustin Keller mit die Seele der altkatholischen Bewegung in der Schweiz. Eine andere interessante Persönlichkeit war ein Baron Reinhardt — im Thurgau gibt es noch eine ganze Menge adliger Familien —, der in der Königlichen Pagenanstalt in München erzogen worden war und dem der Kaiser Napoleon der dritte als Prinz während seines Aufenthaltes in Arenenberg, das bekanntlich im Kanton Thurgau liegt, bereitwilligst geholfen hatte, sein nicht

unbeträchtliches Vermögen durchzubringen. Derselbe bezog damals vom Kaiser ein Jargehalt, von dem er zur Not anständig leben konnte. R. besass in hohem Grade die Gabe theatralische Vorstellungen zu arrangiren, die eine Gesellschaft von Liebhabern in den Wintermonaten aufzuführen pflegte und in denen Regierungsräte und Kantonsschulprofessoren nicht Anstand namen mitzuwirken.

Die Klöster, an denen es früher im Thurgau keinen Mangel gegeben hatte, waren schon 1847 sämmtlich bis auf ein Frauenkloster Paradies am Rhein aufgehoben worden, jedoch hatten verschiedene Klosterfrauen sich von der Regierung die Erlaubnis erwirkt, in einem ehemaligen Kapuzinerkloster in der Nähe von Frauenfeld gemeinschaftlich ihre Pensionen zu verzehren. Der Beichtiger dieser emeritirten Nonnen, Pater Placidus, der dort auch wonte und den wir deshalb scherzhaft den „Nonnerich“ nannten, auch ein emeritirter Mönch, war gleichfalls eine originelle Figur von unversieglichem Humor, mit dem er sich selber nicht verschonte. Als er durch einen Hufschlag — Pferde einzureiten war eine besondere Liebhaberei von ihm — das linke Auge verloren hatte und ich ihn auf seinem Schmerzenslager besuchte, tröstete er sich beispielsweise über den Unfall gegen mich mit den Worten: „die Augen haben auch Manches gesehen, was Mönchsaugen nicht sehen sollten, und da wird der liebe Gott gedacht haben, ich will mir Anfangs immer eins holen.“ Dabei war er höchst musikalisch und lebte und webte für Musik. Ich hatte zu jener Zeit in Folge der durch Châtelaine gemachten Bekanntschaften junge Leute bei mir zu wohnen, denen er Musikunterricht erteilte, und habe mich mehr als einmal an seinem seelenvollen Geigenspiel warhaft erlabt. Eine Zeit lang erteilte er auch den Gesangunterricht an der Kantonsschule und war namentlich immer darauf bedacht, den katholischen Gottesdienst durch Musikaufführungen zu heben. Die allerdings nur wenige hundert Köpfe zählende katholische Gemeinde in Frauenfeld hatte nemlich ihre eigne Kirche, sonst wird im Thurgau vielfach ein und dieselbe Kirche von beiden Confessionen gemeinschaftlich benutzt. Eine

halbe Stunde von Frauenfeld hatten die Katholiken sogar noch eine zweite Kirche, Oberkirch, wo auch der katholische Stadtpfarrer wonte und wo sich auch der beiden Confessionen gemeinsame Kirchhof befindet, die älteste Kirche im Lande, sie sollte aus dem zenten Jarhundert stammen.

Ausser Frauenfeld zählt der Kanton noch sechs Städtchen, Weinfelden gleichfalls an der Nord-Ostban gelegen, aber mehr im Mittelpunkt des Landes, während Frauenfeld ziemlich an der Westgrenze liegt, und wo sich der Grosse Rat zu seiner Sommersitzung versammelt, in früheren Jaren hat es deshalb mit Frauenfeld um den Rang der Landeshauptstadt gerungen; Bischofzell am Einfluss der Sitter in die Thur an der Südgrenze gegen den Kanton St. Gallen hin; Arbon am Bodensee, das Arbor Felix der Römer, die Heimatsgemeinde des durch seine Militärberichte aus Berlin im Jare 1870 bekannt gewordenen Oberst Stoffel, der einzige vernünftige Franzose aus jener Zeit ist also ein geborener Schweizer, und wo der letzte Hohenstaufe, der unglückliche Conradin, bis 1266 gelebt hat, bevor er nach Italien zog; Gottlieben am Untersee, wo 1415 Papst Johann XXII und Johann Huss gefangen sassen und auf dessen Feldmark letzterer auch verbrannt wurde; Stekborn oder Stekbeuren gleichfalls am Untersee; und das schon erwänte Diessenhofen auf dem linken Ufer des Rheins, der Geburtsort des seiner Zeit berühmten Augenarztes und Operateurs Wegelin; die sämtlich Bezirkshauptorte sind (in dem achten Bezirke Tobel gibt es keine Stadt, der Markt für denselben, der in der Majorität katholisch ist, ist vielmehr das katholische St. Galler Städtchen Wyl), aber obwol sie zum Teil ein paar Dutzend Einwohner mehr haben, sich doch in keiner Beziehung mit Frauenfeld messen können. Ich erhielt Gelegenheit sie mehr als einmal zu besuchen durch die Wanderversammlungen der verschiedenen thurgauschen Vereine, unter denen die gemeinnützige Gesellschaft oben an steht, die sich namentlich auch durch die alljährlich von ihr veröffentlichten Neujarsblätter um die Kenntnis der älteren Geschichte des Landes nicht unerhebliche Verdienste erworben hat. Ich

schloss mich damals auch dem schweizerischen allgemeinen Lehrerverein an, von dem die Kantone der romanischen Schweiz bis dahin noch ausgeschlossen waren, weshalb ich auch den Versammlungen bisher noch nicht beigewohnt hatte. Der allgemeine schweizerische Lehrerverein hat sich so entschiedene Verdienste um die Hebung des schweizer Schulwesens erworben, dass es vielleicht am Platze sein dürfte auch hier mitzuteilen, was ich seiner Zeit über die Wirksamkeit desselben aufgezeichnet habe.

Schon in den ersten Decennien des Jahrhunderts versuchten es die schweizerischen Lehrer der verschiedenen Kantone wiederholt, sich zu einem Vereine zusammenzutun, aber stets scheiterten diese Versuche an der Ungunst der Zeit. Noch bei Lebzeiten Pestalozzi's im Jare 1810 traten in Lenzburg, Kanton Aargau, mehrere schweizerische Lehrer zu einem Vereine zusammen; da brachen die schweren Jare 1813, 14 u. 15 herein und mit ihnen die Restauration, die die kaum aufgegangene Saat wieder erstickte. Nach der Reorganisation der meisten Kantone in den dreissiger Jaren, welche auch wesentlich auf Hebung des Volksschulwesens rückwirkte, tauchte der Gedanke des schweizerischen Lehrervereins abermals auf. Mehrere Lehrer traten unter dem Vorsitze des Berner Seminardirectors Rickli in Morgental, Kanton Bern, zusammen, allein in Folge des Ablebens des Präsidenten fiel auch dieser Verein bald wieder auseinander. Unterdess wurde dem Volksschulwesen immer grössere Aufmerksamkeit geschenkt; zu den Gemeinde-Primarschulen kamen die Fortbildungsschulen und als eigentliche Bürgerschulen die Secundar-, Bezirks- und Realschulen hinzu, die Schulgesetzgebung und Schulorganisation entwickelte sich immer sicherer, die Bildung hörte auf das Monopol einiger weniger vom Glück begünstigter Individuen zu sein und verbreitete ihre Segnungen auch in den Hütten der Unbemittelten, das ganze Volksleben hob sich, was sich auch namentlich durch die Begründung und Blüte zahlreicher Vereine betätigte. Als sich in diesem frischen Gestaltungsdrange die meisten Berufsgenossen in eidsgenössischen Vereinen aller Art zusammengetan hatten, versuchten es auch

die Lehrer abermals einen schweizerischen Lehrerverein zu gründen. Unter dem Vorsitze des damaligen Aarauer Seminardirectors, jetzigen Landammanns oder Regierungspräsidenten Augustin Keller traten mehrere Lehrer 1842 an der Kreuzstrasse Kanton Aargau zusammen und gründeten einen schweizerischen Lehrerverein. Schon waren die Statuten beraten und die Tractanden für eine nächste Zusammenkunft festgesetzt, da traten die unglücklichen Zeiten confessionellen Haders, die Zerwürfnisse wegen Jesuiten, Freischaren und Sonderbund ein, und die ausgestreute Saat wollte abermals nicht aufgehen.

Doch der Feind, der dem Lande Gefar drohte, wurde siegreich überwunden; durch die Einführung der neuen Bundesverfassung von 1848 traten die Schweizer in ein neues Stadium friedlicher Entwicklung und brüderlichen Zusammenwirkens. Da musste denn auch wol in den Lehrern der Wunsch wieder wach werden, sich in einem allgemeinen schweizerischen Vereine zusammenzutun. Diesmal ging der Aufruf von den Lehrern der Landschaft Basel aus und fand überall freudigen Anklang. Am 30. Juni 1849, als die politischen Stürme im übrigen Europa noch nicht ausgetobt hatten, traten in Lenzburg 205 schweizer Lehrer aus fast allen Kantonen zur Gründung eines schweizerischen Lehrervereins zusammen. Seminardirector Augustin Keller eröffnete die Versammlung mit einer Rede, in welcher er dem Vereine seine Aufgabe bezeichnete. Auf die Frage: „was wollen wir?“ gab der Redner die Antwort: „Wir wollen, dass die Lehrer und Erzieher weder Gardisten und Tempelhüter der Hierarchie, noch Knechte des States seien oder eine besondere ägyptische Kaste bilden, sondern dass die Lehrerschaft sich als einen Teil der gesamten Bürgerschaft betrachte, welcher vor Allem die Zukunft im Auge behalten muss. Die Schule soll nicht revolutioniren, sondern reformiren. Auf eine lange Geistesnacht folgte die Reformation, auf lange politische Knechtschaft die Revolution, wir aber stehen auf dem segensreichen Boden friedlicher Um- und Fortbildung. Bleiben wir immer dem Volke treu, und die Schule wird beim Volk in

Segen bleiben, sie wird Zutrauen, Achtung und Unterstützung geniessen, sie ist eine heilige Sache des Volks.“ Sonst wurden noch Berichte über das Vereinsleben der Lehrer in den einzelnen Kantonen entgegengenommen und die Herausgabe eines schweizerischen Schulblattes beschlossen.

Die zweite Versammlung fand in Birr im Aargau, wo Pestalozzi begraben liegt, am 21. August 1854 unter Beteiligung von 135 Lehrern statt. Das in der ersten Versammlung beschlossene Schulblatt war nicht zu Stande gekommen, doch hielt auch diesmal der Verein daran fest und bestellte eine Redaction in dem ehemaligen Seminardirector Grunholzer in Zürich und dem Professor Zähringer in Baden, mit dem Jare 1856 ist dann dasselbe auch wirklich unter dem Titel „pädagogische Monatsschrift für die Schweiz“ ins Leben getreten. Ausserdem wurde aus den Kantonen Zürich, Glarus, Baselland, Schaffhausen, St. Gallen, Aargau und Bern über die Frage referirt: „Welche Hindernisse stehen gegenwärtig im Kanton der Volksbildung in und ausser der Volksschule am meisten entgegen und wie kann ihnen in der Volksschule selbst am wirksamsten begegnet werden?“

Weniger zahlreich, nur von 85 Mitgliedern war die dritte Versammlung des schweizerischen Lehrervereins in Luzern am 21. September 1858 unter dem Vorsitz des Seminardirectors Dula von Luzern besucht. Zur Behandlung kam die Frage der Jugend- und Schulbibliotheken und der Fortbildungsschulen. Bezüglich der ersten Frage beschloss man eine Commission zu ernennen, um ein Verzeichnis von solchen Büchern, die für Volks- und Jugendbibliotheken geeignet sind, zu entwerfen; in Betreff der Fortbildungsschule wurde kein Beschluss gefasst, da die Vorschläge zur Verbesserung derselben allzu verschieden lauteten, nur darin stimmte man überein, dass die Leistungen derselben zur Zeit sehr gering seien und noch Vieles zu wünschen liessen. Ferner wurde beschlossen, der Vorstand sei einzuladen, der Einführung einer allgemein giltigen Orthographie seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und mit Berücksichtigung

dessen, was für diese Sache in Deutschland geschieht, ein sachbezügliches Gutachten vor die nächste Versammlung zu bringen, die in Zürich stattfinden sollte.

Zu dieser, der vierten Generalversammlung des allgemeinen schweizerischen Lehrervereins, erging die Einladung abweichend von dem bisher beobachteten Verfahren auf zwei Tage, den 13. und 14. October; und es wurde dieser Einladung in sehr erfreulicher Weise entsprochen, beim Beginn der Verhandlungen waren 223 Mitglieder anwesend und die Zahl der Teilnehmer (der Verein zählte im ganzen 931 Mitglieder) wuchs im Verlauf des Tages auf mehr als das doppelte, sodass die Verhandlungen des zweiten Tages in der St. Peterskirche stattfinden mussten, da die anfänglich dafür bestimmte Räumlichkeit, der Grossratssal, nicht ausreichte.

Für den ersten Tag hatte sich der Verein in vier Sectionen geschieden, Seminarlehrer, Lehrer an Mittelschulen, Lehrer an Handwerks- und Fortbildungsschulen und Turnlehrer, die sämtlich ihre Sitzungen im Kantonsschulgebäude hielten. Die Section der Seminarlehrer verhandelte über die Mittel zur praktischen Ausbildung der Seminaristen und den Umfang der landwirtschaftlichen Arbeiten, die Lehrer an Handwerks- und Fortbildungsschulen über die Auswahl der Lehrgegenstände und die Notwendigkeit geeigneter Lehrmittel, besonders eines Lehr- und Lesebuchs, die Turnlehrer über Einrichtung der Turnlocale und das Mitturnen der Schüler in Turnvereinen.

Die Section der Lehrer an Mittelschulen beschränkte sich auf die Discussion eines einzigen Tractandums „das Bedürfnis obligatorischer Lehrmittel.“ Die Anregung war von dem Zürcherischen Erziehungsrat Schächli ausgegangen, der einen Uebelstand glaubte darin erblicken zu müssen, dass in den sechzig Secundarschulen des Kantons Zürich, obwol dieselben sämtlich Statsschulen sind, eine ware Musterkarte von Lehrmitteln in Gebrauch sei, und daher den Antrag stellte, die Section solle sich dafür aussprechen, es wäre in dieser Beziehung auch an den Mittelschulen eine einheitliche Abrundung wünschenswert.

Doch fand diese Ansicht nicht recht Anklang, man machte dagegen geltend, mit der Buntscheckigkeit sei es in der Wirklichkeit so schlimm nicht, gute Lehrmittel verschafften sich mit der Zeit schon Eingang, übrigens sei die Lehrmittelfrage immer nur eine Frage von untergeordneter Bedeutung, der gute Lehrer richte mit jedem Lehrmittel etwas aus und dem schlechten nützten auch die besten Lehrmittel nicht viel, auch müsste die Secundarschule schon mehr Rücksicht auf die zukünftige Bestimmung der Schüler nehmen, an die Secundarschule eines reinen Agriculturbezirks würden andere Anforderungen gestellt werden müssen, als an solche, die sich an Orten befinden, welche ausschliesslich diese oder jene Industrie treiben, und endlich fielen bei den Secundarschulen auch die Gründe weg, die gerade bei der Volksschule die Einführung obligatorischer Lehrmittel seiner Zeit veranlassten, nemlich der gänzliche Mangel passender Lehrmittel und zu erstrebende Wolfeilheit derselben; und wirklich verwarf auch die Section den Antrag, erklärte es jedoch für wünschenswert, dass die Lehrer an den Mittelschulen in den einzelnen Kantonen sich über die empfehlenswertesten Lehrmittel verständigen würden, ohne dass jedoch der einzelne Lehrer für seine Person an solches Gutachten gebunden werden könnte. Eine gemeinsame Fahrt auf dem See zur Besichtigung des Züricher Seminars nach dem freundlich gelegenen Küsnach, dessen Bewohner den Mitgliedern des Vereins eine kleine Collation anboten, schloss den ersten Tag.

Am 14. October fand die Generalversammlung in der St. Peterskirche statt unter dem Vorsitz des Züricher Seminardirectors Pfarrers Fries, der nach einigen einleitenden Worten über den Stand der Volksschule im Kanton Zürich zur Besprechung des Haupttractandums „Möglichkeit oder Wünschbarkeit irgend welcher Centralisation des schweizerischen Schulwesens“ überging. Er begann sein Votum mit einer kurzen Darstellung des schon Geschehenen und schon Vorhandenen. Zum ersten Male habe sich die 1798 in's Leben gerufene helvetische Regierung um die schweizerische Volksschule bekümmert und auf den

Antrag des Unterrichtsministers Stapfer an alle Gemeinden im Gebiete der Eidsgenossenschaft, die noch keine Schule hatten, den Befehl erlassen, binnen vierzen Tagen unter Androhung einer Strafe von achtundvierzig Franken eine Schule zu errichten, was auch den überraschendsten Erfolg hatte, überall entstanden Schulen in der vorgeschriebenen Zeit, und wenn auch dieses Gesetz wieder mit der helvetischen Republik fiel, so war doch einmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Schule gelenkt und es datirt aus dieser Zeit der Eifer für die Schule in der Schweiz, der auch während der Mediation von 1803 bis 1814 nicht erkaltete, die Mediationsregierung unterstützte sogar Pestalozzi's Privatunternehmen mit einem allerdings sehr bescheidenen Jahresbeitrag von 560 alten Schweizerfranken. Mit dem Jahre 1815 trat dann eine Pause der Gleichgültigkeit ein, die auch die ganze Restaurationsperiode hindurch bis 1830 fort dauerte, die Tagsatzung bekümmerte sich um den öffentlichen Unterricht nicht, sondern überliess die Sorge dafür ganz und gar den einzelnen Kantonen. Die politische Reorganisation der Jahre 1830 und 1831 brachte auch diese Frage wieder auf die Tagesordnung, zunächst in Bezug auf Begründung einer schweizerischen Hochschule, jedoch riefen die beiden grössten Kantone Zürich und Bern ihre Kantonsuniversitäten in's Leben, und so geriet die Sache wieder in's Stocken, bis die neue Bundesverfassung von 1848 dem Bunde das Recht einräumte, eine Universität und eine polytechnische Schule zu gründen. Letztere ist bekanntlich in's Leben getreten und erfreut sich eines Aufschwunges, der auch die künsten Erwartungen weit hinter sich zurücklässt; es frage sich nun, ob nicht auch für den Volksunterricht eine Centralisation möglich oder wünschenswert sei. Der Redner hält es für unmöglich, nicht nur wegen der Verschiedenheit der Sprachen und Confessionen, sondern namentlich wegen der Ungleichheit der Naturen, die Genfer und die Basler werden zu allen Zeiten andere Anforderungen an ihre Volksschulen stellen, als der Ackerbau treibende Berner oder die Hirtenbevölkerung der Urkantone; sei doch die Frage noch

lange nicht entschieden, ob man überhaupt nur in der Schweiz überall das ganze Jar hindurch Schule halten könne oder aber nicht in manchen Gegenden den Unterricht auf den Winter beschränken müsse, daher sei centrale Organisation des Volksunterrichts ein unfruchtbarer Wunsch. Viel zweckmässiger sei es, einzelne Kantone eilten den anderen recht weit voraus, dann würden diese schon mit der Zeit nachkommen, wenn sie sich der Vorteile, die ein guter Volksunterricht notwendig bringe, bewusst geworden wären. Damit fällt denn auch Alles, was man wol sonst noch zur Erreichung eines einheitlichen Volksunterrichts in Anregung gebracht hat, wie Gründung schweizerischer Lehrerseminarien auf Kosten des Bundes, und einheitlicher Lehrplan, Einführung sogenannter Freizügigkeit der schweizerischen Lehrer auf Grund einer Prüfung nach gemeinsamem Reglement oder vor einer gemeinsamen Behörde und Herstellung und Einführung allgemeiner schweizerischer Lehrmittel. Dagegen dürfe der Bund um seiner Selbsterhaltung willen als ein republicanischer Stat gewisse geringste Forderungen an die kantonalen Schulanstalten stellen, Lesen schon wegen der Gesetze und Zeitungen, Schreiben wegen der Wälen, Rechnen, etwas Geschichte, diese elementarsten Fertigkeiten und Kenntnisse dürfe er von jedem Bürger verlangen und zur Erreichung dieses Zweckes auch Zwangsmassregeln gegen die einzelnen Kantone zur Anwendung bringen, wenn sie in der Erstellung von Volksschulen und gewissenhafter Durchführung des Schulzwanges saumselig sein sollten. Mit letzterer Ansicht stand der Redner 1861 noch ziemlich vereinzelt, zwölf Jare später ist diese Forderung mit ein Punkt in dem Programme der Revisionsfreunde und hat auch alle Aussicht, in die revidirte Verfassung aufgenommen zu werden.

Aus den sehr lebhaften Debatten, die sich an den Vortrag anschlossen, gingen schliesslich folgende zwei Beschlüsse hervor: eine Petition an den Bundesrat zu richten, es möchte derselbe die sechste Abteilung des Polytechnikums so organisiren, dass dadurch die wissenschaftliche und berufliche Ausbildung

der Lehramtsandidaten für Mittelschulen gemäss den Bedürfnissen dieser Anstalten erreicht werden kann (was zum Teil seitdem geschehen ist); und zweitens der schweizerische Lehrerverein spricht seine Ansicht über die Freizügigkeit der schweizerischen Volksschullehrer dahin aus: „dieselbe ist auf dem Wege des Concordats zwischen Kantonen, deren Schulwesen ungefähr auf gleicher Stufe steht, als zweckmässig in der Weise anzustreben, dass für die betreffenden Kantone eine gemeinsame Prüfungscommission festgestellt wird“, was übrigens, da es unpraktisch, prium desiderium geblieben ist. Weiter wurde über das Vereinsblatt sowie über die Tätigkeit der Jungschriften- und orthographischen Commissionen berichtet, worauf die Versammlung mit dem herrlichen Chor von Nägeli „Stehe fest, o Vaterland“ auseinander ging, um sich bei einem Bankett wieder zusammenzufinden, wo der von der Regierung des Kantons Zürich sehr reichlich gespendete „Schulstaubnetzer“ nicht wenig dazu beitrug Geister und Zungen zu lösen.

Von Frauenfeld aus nam ich auch noch als Deputirter der Kantonsschule an den Jubileen zweier schweizer Universitäten teil, an der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier der Universität Zürich im Jare 1858 und an der vierhundertjährigen der Universität Basel im Jare 1860, von denen namentlich die letztere es an Grossartigkeit mit jeder Festfeier auch der grössten Städte hätte aufnehmen können, weil sich eben wieder nach Schweizer Art die gesammte Bevölkerung daran beteiligte, die ihr reges Interesse an dem Flor der heimischen Pflanzstätte der Wissenschaften auch dadurch betätigte, dass bei dieser Gelegenheit eine durch Subscription gestiftete Sternwarte gegründet und der Universität geschenkt wurde.

So verstrichen denn auch in Frauenfeld die Jare in angenehem Wechsel von ernster, angestrongter Arbeit und heiterer Erholung, bis sich mit dem Tronwechsel in Preussen auch mir die Pforten der Heimat wieder auftaten und ich auf den Wunsch meiner guten Mutter, die sich nach den Enkeln bangte, dorthin zurückkerte. Nachdem ich erst das Feld ein wenig sondirt

hatte, holte ich Weib und Kind, um am 1. Mai 1862 als Lehrer an einer Realschule in der Provinz Sachsen nach mehr als zwölfjähriger Unterbrechung meine Lehrtätigkeit im Vaterlande wieder aufzunehmen. Mein guter Vater weilte zwar nicht mehr unter den Lebenden, aber wenn er auch als hochconservativer und strenggläubiger evangelischer Geistlicher meine Ansichten und Gesinnungen nicht geteilt hatte, so war er doch — den Trost hatte ich — keiner von denen gewesen, die Andersdenkende verdammen. Dafür birgt ein mir teurer Brief, den er im Jare 1851, also in der schlimmsten Zeit der Reaction, geschrieben: „Auch ich freue mich herzlich über Alles, was Du uns in Betreff Deiner mittheilst. Dein Bild ist auch mir ein lieber täglicher Anblick. Ich finde es über die Maassen ähnlich und was den finstern Ernst und die sichere feste Haltung, die darin ausgedrückt sind, betrifft, so scheint das mit den früheren Erfahrungen und endlichen Erfolgen seit 1848 wol zusammenzuhängen. Diese Deine Jare sind ja reicher, als eben so viele Decennien bei vielen andern. Gott segne Dich ferner und erhalte Dich so fest und ehrenhaft als bisher. Um diesen Preis lassen wir uns das freilich uns schmerzliche Entbernen Deiner lieben Gegenwart gern gefallen.“

Des Vaters Segen baut den Kindern Häusern: auch in der Folge hatte ich zu allen Zeiten nicht minder Grund mit meinem Schicksal zufrieden zu sein, davon vielleicht ein ander Mal; für dies Mal aber will ich meine Wanderungen dankerfüllten Herzens gegen das gastliche Land schliessen, das mir über die traurige Zeit der Reaction hinweggeholfen, mit dem aufrichtigsten Wunsche, dass es mir durch diese Blätter gelungen sein möchte, in Deutschland zur Kenntniss des schönen Schweizerlandes und seiner glücklichen Zustände etwas beigetragen zu haben. —

Druckfehler-Berichtigung.

S. 43 Z. 5 v. o. l. geschätzt st. geschützt.

S. 61 Z. 2 v. u. l. l'école st. Lécole.

S. 115 Z. 7 v. o. l. nun st. nur.

S. 116 Z. 8 v. o. l. administrativen st. administrationen.

S. 122 Z. 9 v. o. l. Herodot st. Horodot.

S. 125 Z. 3 v. o. l. Sectionen st. Lectionen.

S. 125 Z. 5 v. o. l. Sectionen st. Lectionen.

F. X. BEER
kgl. Hofbuchbinder
MÜNCHEN
Lederergasse 25.



Wanderungen eines deutschen Schulmeisters Paedagogisches und Politisches
aus den Jahren 1847 bis 1862. Von K. O. M. B

Berlin 1874

Paed.th. 6140

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11189374-5